1,30 DM / Band 40
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 10,-

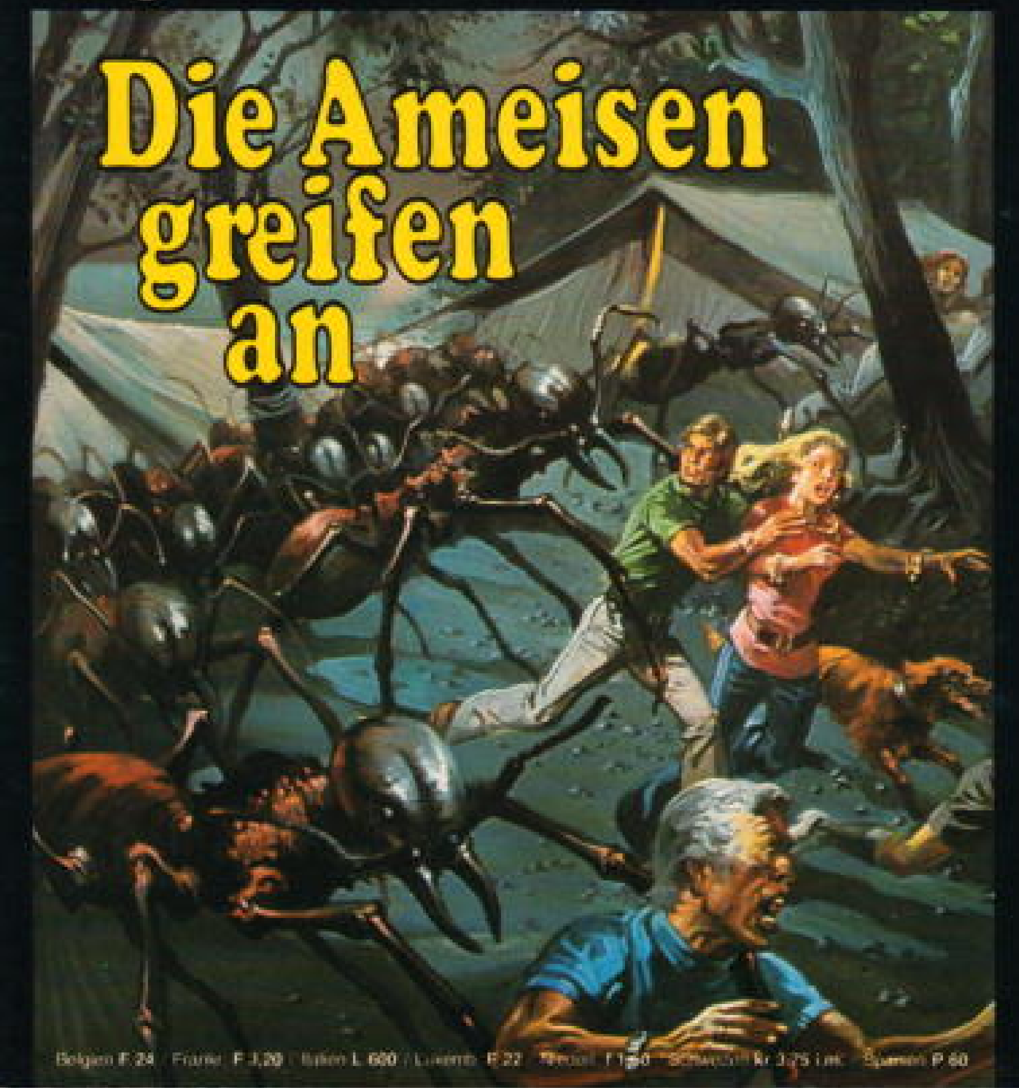
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Die Ameisen greifen an

John Sinclair Nr. 40

von Jason Dark

erschienen am 10.04.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Ameisen greifen an

Nicht umsonst wird in zahlreichen Schriften und Überlieferungen vor geheimnisvollen Beschwörungen und magischen Ritualen gewarnt.

Wer sich dennoch damit beschäftigt, sollte ein Meister seines Fachs sein und wissen, wozu die Mächte der Hölle fähig sind.

Doch wenn eine Beschwörung mißlingt, wenn falsche Formeln gesprochen und die Gesetze nicht eingehalten werden, dann wird es oft schlimmer denn je. Dilettantische Beschwörungen können zu Katastrophen führen, und oft ist der Schaden irreparabel…

Nicht ein Lichtstrahl durchbrach die Dunkelheit des Raumes. Es war völlig finster. Wie es die Vorschrift verlangte.

Der Mann, der sich in dem Raum bewegte, kannte sich auch ohne Licht aus. Er wußte, wo die einzelnen Gegenstände standen. Die Schale mit dem Blut, das grünlich schimmernde magische Pulver, die Töpfe, die Krüge und die beiden schwarzen, aus Leichenfett gefertigten Kerzen, die der Beschwörung den nötigen Rahmen gaben.

Der Mann rieb sich die Hände. In wenigen Minuten war es soweit. Dann wollte er den mächtigen Dämon beschwören, um es Zweiflern und Spöttern zu zeigen. Sie hatten ihn ausgelacht, wenn er von dem mächtigen Bael sprach. Ja, sie hatten ihn sogar aus dem Haus geworfen, so daß er in die Einsamkeit der Berge fliehen mußte.

Aber bald – wenn der Dämon auf der Erde war – würden sie vor Angst und Grauen zittern und ihm Abbitte leisten. Doch er würde ihre Entschuldigungen nicht annehmen. Sie sollten büßen und Angst haben.

Alle…

Er riß ein Zündholz an.

Winzig nur flackerte die Flamme auf, bekam aber dann neue Nahrung, wurde größer, und der Widerschein tanzte schließlich mit grotesken Bewegungen über die Holzwände der Hütte.

Der Mann zündete die Kerze an. Sein Gesicht wurde aus der Dunkelheit gerissen.

Es war ein altes Gesicht mit zahlreichen Falten. Die Lippen wirkten schmal und verkniffen. Die Nase war lang und spitz. Die Schultern fielen zu beiden Seiten hin ab, und ein violetter Umhang verdeckte die ausgemergelte Gestalt.

Der Mann schritt um die Kerzen herum. Er hütete sich dabei, das magische Fünfeck zu betreten, das er mit roter Kreide auf den Boden gezeichnet hatte.

Statt dessen griff er zu einer ovalen Schale, kippte das Pulver aus und verteilte es kreisförmig in dem magischen Pentagramm. Dann nahm er einen Krug und leerte ihn ebenfalls.

Eine dicke rote Flüssigkeit floß auf das Pulver und vermengte sich mit ihm zu einer Substanz, die sofort warm wurde und kleine Blasen warf.

Der Mann trat zurück. Er rieb sich wieder die Hände. Das trockene Schaben hörte sich an, als würde er über Pergament reiben.

Teil eins der Beschwörung war gelungen.

Aber das Wichtigste lag noch vor ihm. Der Mann öffnete die Doppeltür eines alten Schranks. Die Angeln quietschten erbärmlich, doch das störte ihn nicht. In den langen Monaten hatte er sich längst an dieses Geräusch gewöhnt.

Er holte ein Gefäß hervor, das durch einen Deckel verschlossen war.

In dem Gefäß befand sich die wichtigste Zutat, die er für diese Beschwörung brauchte.

Knochenmehl!

Es stammte von einem verstorbenen Verbrecher, den der Mann um Mitternacht aus seinem Grab geholt hatte. Bei Vollmond hatte er die einzelnen Knochen zerrieben, bis dieses feinpulvrige Mehl entstanden war.

Mit spitzen Fingern hob der Mann den Deckel ab und legte ihn zur Seite.

Das feine Knochenmehl bedeckte nur den Boden. Es schimmerte weißgrau und sah völlig harmlos aus. Doch in Verbindung mit den anderen Bestandteilen wurde es zu einer magischen Zeitbombe.

Und das wußte der Mann.

Er hielt das urnenartige Gefäß mit beiden Händen fest. Während er sich auf das von den beiden Kerzenflammen erleuchtete Fünfeck zubewegte, murmelte er Worte in einer Sprache, die nur wenigen Menschen bekannt war. Vor allen Dingen solchen, die sich mit Schwarzer Magie und Hexerei beschäftigten.

Es war die Sprache der Hölle.

Vor dem magischen Pentagramm kniete er nieder. Noch hielt er das Gefäß in den Händen. Dann beugte er sich vor, seine Hände überschritten die Grenze des Fünfecks, er kippte die Urne nach links, und im nächsten Augenblick rann das Pulver aus dem Gefäß.

Kleine Funken blitzten auf, als es sich mit dem Sud im Innern des magischen Pentagramms mischte.

Eine Verbindung wurde geboren.

Eine gefährliche Synthese, die das Böse auf die Welt holen sollte. Der Mann wußte nicht, wie der Dämon erscheinen würde. Als Tier, als Monster oder sogar als Mensch.

Er hoffte nur, daß er kam.

Plötzlich wogte Nebel auf. Die blubbernden Blasen bildeten Nebelstreifen, die die Farbe des Blutes annahmen und innerhalb des Fünfecks hin- und herwogten, die Grenzen berührten, sie jedoch nie überschritten.

Gebannt schaute der Mann diesem unerklärlichen Vorgang zu. Als der Nebel wie eine Säule stand, war es an der Zeit, die Beschwörungsformeln zu sprechen.

Abgehackte, guttural klingende Laute drangen aus dem Mund des Mannes. Er streckte beide Arme vor und führte die Hände kreisförmig in die Nebelwand hinein, wirbelte die Schleier durcheinander. Immer wieder rief er den Dämon an. Seine Stimme steigerte sich, sie wurde schrill und überschlug sich. Schweiß drang dem Mann aus allen Poren, bedeckte sein hageres Gesicht mit einer glänzenden Schicht. Jetzt wiegte er den Oberkörper. Langsam. Einmal nach links, dann wieder

nach rechts. Nie unterbrach er seine Beschwörung, der Dämon sollte erscheinen.

Da geschah es. Ein eiskalter Hauch wehte durch den Raum, streifte den vor dem Fünfeck knienden Beschwörer und drang in das Pentagramm ein. Der Hauch wirbelte den roten Nebel durcheinander, verformte ihn zu grotesk tanzenden Figuren.

Eine tiefe Stimme ertönte.

»Warum rufst du mich, Elender?«

Der Mann erschrak. Die Stimme schien von weit her zu kommen, aus der Unendlichkeit der Dimensionen. Und doch war sie laut und fest, so daß jedes Wort verstanden wurde.

»Bael?«

Mit banger Stimme rief der Mann den Namen. Er bekam keine Antwort mehr. Nur die roten Nebelfetzen fegten weiterhin innerhalb des Pentagramms hin und her.

Noch einmal rief der Mann.

Wieder blieb die Antwort aus. Doch Sekunden später klang noch einmal die Stimme des Dämons auf.

»Du Narr hast alles verkehrt gemacht. Du hast durch deine Beschwörung ein Tor geöffnet, das bisher verschlossen war. Du bist ein Anfänger. Doch die Folgen mußt du tragen. Du und die anderen. Über euch wird das Grauen kommen…«

Die Stimme hallte noch nach. Besonders die letzten Worte schwangen als schaurige Echos durch die einsame Hütte.

Die Kerzen verlöschten, der Nebel verschwand. Es wurde finster.

Ächzend stand der Mann auf. Mit müden Schritten schlurfte er zu einem Regal. Er wußte, daß er es nicht geschafft hatte. Etwas hatte gefehlt, um die Beschwörung exakt auszuführen.

Aber was?

Auf dem Regal stand eine batteriebetriebene Laterne. Der Mann knipste sie an. Der milchige Schein leuchtete die Hütte kaum aus, so schwach war er.

Der Mann schaute sich um. Nichts hatte sich verändert. Es stand noch alles wie zuvor.

Weshalb hatte der unsichtbare Dämon ihn verhöhnt? Angeblich sollte er etwas falsch gemacht haben. Wahrscheinlich hatte sich der Dämon geirrt.

Das war nicht der Fall. Bael irrte nie. Der Mann, der ihn beschwören wollte, hatte durch seinen Fehler in der Tat das Grauen auf die Erde geholt. Ein Dimensionstor war aufgestoßen worden, durch das die schlimmsten Monster aus dem Reich der Finsternis auf die Welt gelangen konnten.

Es waren die Riesenameisen!

***

Mit einem eleganten Hüftschwung zog Peter Egli die Skier herum und kam inmitten einer aufstiebenden Schneewolke zum Stehen.

Er lehnte die Stöcke gegen die Hüttenwand und klappte die Kappe seiner Fellmütze hoch.

Der Blick über die Bergwelt war einmalig.

Peter Egli genoß das Panorama, obwohl er es schon von Jugend auf kannte. Denn er war hier geboren. Er war ein Kind des Berner Oberlandes.

Vor ihm präsentierte sich die Jungfrauenregion mit all ihrer strahlenden Gletscherpracht. Es war bitterkalt geworden. Peter Egli schaute hinauf zu den Gipfeln von Eiger, Mönch und Jungfrau und sah die Sonne soeben noch hinter den beiden ersten Bergen verschwinden. Ihr letztes Licht ließ die Firne und Eismassen rötlichblau aufleuchten. Ein Abschiednehmen für einen Tag, sogar für ein Jahr.

Denn man schrieb den 31. Dezember.

Silvester!

Jahreswechsel in den Bergen. Ein Höhepunkt. Unten im Tal lag Grindelwald, das Kleinod des Berner Oberlandes. Sämtliche Hotels waren ausgebucht. Entlang der Hauptstraße und auch ringsum an den Hängen gab es in keinem Hotel mehr ein freies Bett.

Peter Egli selbst wohnte zwischen Grindelwald und Lauterbrunnen. Seine Eltern bewirtschafteten dort eine kleine Pension, in die nur Stammgäste kamen. Peter gehörte zur Bergwacht. Er lebte oft tagelang allein in der Berghütte. Sie lag auf zweitausendfünfhundert Meter Höhe, war mit einer Funkanlage und mit einem Telefon ausgestattet. Schon oft hatten hier Bergsteiger vor einem plötzlich hereinbrechenden Wetterumschwung Schutz gefunden. Auch Touristen, die sich unerfahren und leichtsinnig auf eine Bergwanderung begeben hatten, fanden auf der Egli-Hütte Schutz.

Es war in den letzten Tagen viel Schnee gefallen. Die Kältewelle kam aus dem Norden und hatte die Alpen bis hin nach Italien überrollt. An diesem Nachmittag zeigte das Außenthermometer an der Hüttenwand schon minus 22 Grad.

Peter Egli stieg aus den Skibindungen und schob den Riegel der Hüttentür zurück.

Eine angenehme Wärme schlug ihm entgegen, die die Eiskristalle in seinem Bart sofort zum Schmelzen brachte. Rechts neben der Tür befand sich ein kleiner Raum, in dem Peter die Skier abstellte. Er zog auch die Handschuhe aus und legte den Anorak ab.

Händereibend betrat er den großen Hüttenraum.

Das Feuer brannte in einem alten gemauerten Ofen. Die Wände bestanden aus dicken Holzbohlen. Die Zwischenräume waren gut isoliert, so daß die Wärme im Raum blieb und sich nicht draußen verlor.

Vom Hüttendach hingen dicke Eiszapfen. Zentnerschwer lastete der Schnee auf der Hütte. Sie war mit der Rückseite an einen Hang gebaut worden und dadurch lawinensicher. Es gab mehrere Schlafstellen und eine lange, an der Wand entlanglaufende Bank. Darüber hingen Bilder. Sie zeigten Schneelandschaften oder Häuser aus der näheren Umgebung.

Peter Egli setzte sich an den Tisch. Bedächtig begann er seine alte Pfeife zu stopfen. Er sollte den Jahreswechsel in der Hütte verleben, und das kam nicht von ungefähr. Einige Hotels hatten Silvesterwanderungen organisiert. Die Gäste zogen dann mit Pechfackeln zwei Stunden durch die Einsamkeit der Bergwelt, um eine Stunde vor Mitternacht wieder daheim zu sein. Dann zog man sich um und feierte den Jahreswechsel.

Peter Egli erlebte nicht zum erstenmal solche Umzüge. Und er wußte auch, daß sich zahlreiche Wanderer mit hochprozentigen Aufwärmgetränken eingedeckt hatten. Manche taten dann des Guten zuviel, betranken sich und fielen einfach um.

Um diese Leute kümmerte sich dann Peter Egli mit seinem Freund Roger Calf. Roger stammte aus der Nähe von Crans-Montana, der Retortenstadt in der französischen Schweiz. Roger war ein Jahr jünger als Peter und ein richtiger Naturbursche.

Geschneit hatte es nicht mehr. Der Luftdruck stieg, die Sicht war klar wie selten. Ein Wetter, von dem die meisten Urlauber nur träumten.

Peter schaute auf seine Uhr.

Roger wollte erst gegen Abend kommen. Er war noch in Grindelwald und wollte anschließend Colette, seine Freundin, besuchen.

Colette arbeitete als Zimmermädchen und Bedienung im Grandhotel Alpina, das oberhalb des Ortes lag und in der Luftlinie gar nicht mal so weit von der Hütte entfernt war.

Das Hotel zählte wohl zu den besten in der Umgebung. Für die Silvesterfeier war es schon immer im Sommer ausgebucht. Es machte aber auch Spaß, in diesem Hotel zu feiern. Zusätzlich zu der prächtigen Landschaft bot es noch allen Komfort. Die Preise waren natürlich dementsprechend.

Etwas machte Peter Egli Sorge. Und das war der Zeltplatz. Die Camper wurden immer verrückter. Jedenfalls war das seine Meinung. Sie fuhren mit ihren Wohnwagen sogar im Winter los, um die Feiertage über in den Sardinenbüchsen zu verbringen, anstatt sich zu Hause hinter den warmen Ofen zu setzen.

Aber jeder war schließlich seines Glückes Schmied. Peter Egli hoffte nur, daß bei den Campern alles glattging und es zu keinen Skiunfällen kam.

Der fünfundzwanzigjährige Mann sah, daß das Feuer etwas heruntergebrannt war und legte ein paar Holzscheite nach. Die Rinde

fing an zu knistern, sprang explosionsartig ab und prallte gegen die Sichtscheibe.

Auf dem Ofen stand eine Kanne mit heißem Wasser. Peter goß sich einen Tee auf und telefonierte dann hinunter zur Talstation. Er gab seine Meldung durch und berichtete, daß alles in Ordnung war.

»Hier sind auch keine besonderen Vorkommnisse«, hörte er die Stimme seines Kollegen.

»Wollen hoffen, daß es so bleibt«, sagte Peter.

»Das gebe Gott.«

Peter zündete sich seine erloschene Pfeife wieder an und machte anschließend seinen Kontrollgang. Er prüfte nach, ob noch genügend Proviant vorrätig war und checkte auch die Notverbandskästen durch. Wenn etwas fehlte, so schrieb er es auf.

Hin und wieder schaute er aus dem Fenster. Hier oben war es nicht so windstill wie im Tal. Der Wind hatte regelrechte Schneeberge vor den Felsen ausgetürmt. Hin und wieder strich er darüber weg und riß Millionen Schneekristalle in einem weißen Wirbel hoch.

Die Spur seiner Skier konnte Peter Egli verfolgen, bis sie hinter der nächsten Welle verschwand.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch.

Peter stutzte.

Der Laut war hinter ihm aufgeklungen und hörte sich schabend und kratzend an.

War etwa Schnee vom Dach gefallen? Und rutschte nun anderer nach?

Peter Egli runzelte die Stirn. Langsam drehte er sich um. Er fühlte, wie sich eine Gänsehaut bildete und seinen Rücken hinunterlief. Irgend etwas war geschehen. Die Luft in der Hütte schien sich verändert zu haben. Peter kam es vor, als würde ein unsichtbares schleichendes Gift in den Raum kriechen, das jeden Winkel der Hütte ausfüllte. Nie hatte es ihm etwas ausgemacht, die Tage und auch Nächte allein hier oben auf dem Berg zu verbringen, nun aber bekam er es doch mit der Angst zu tun.

Obwohl nichts zu sehen war.

Peter wischte sich über die Augen. Behutsam machte er einen Schritt nach vorn. Er starrte auf die Rückwand der Hütte. Dort war das Geräusch aufgeklungen.

Da, jetzt wieder!

Kratzen, Schaben, Schmatzen…

Peter Egli ging zur Seite. Neben dem Schrank stand ein alter eiserner Schürhaken. Ihn riß der junge Mann aus der Halterung. Jetzt fühlte er sich wohler. Wenn sich ein Einbrecher hinter der Hütte befinden sollte, dann hatte er bestimmt nicht lange Spaß.

Aber die Hütte war direkt an den Berg gebaut worden. Es konnte

kein Einbrecher sein. Es sei denn, er mußte aus dem Berg herauskommen. Und das gab es nur im Märchen.

Plötzlich war ein grünlichsilbernes Flimmern da. Im nächsten Moment existierte ein Teil der Wand überhaupt nicht mehr. Er war einfach verschwunden – als hätte es ihn nie gegeben.

Statt dessen sah Peter Egli etwas anderes.

Zwei glühende Augen.

Sie starrten ihn an, schienen ihn hypnotisieren zu wollen. Peter riß den Mund auf, doch nicht ein Laut drang aus seiner Kehle. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er dem Unheimlichen entgegen.

Die Augen wirkten wie blutrote Teller. Die Umgebung darum verschwamm in einer grauen Schwärze. Es war eine undefinierbare Farbe, wie Peter sie noch nie gesehen hatte.

Ein Monster! Aus der Wand mußte ein Monster kommen. Etwas anderes konnte Peter sich gar nicht vorstellen.

Und dann löste sich das Untier aus der grauen Schwärze. Es ging vor, Schritt für Schritt.

Peter zweifelte an seinem Verstand. Er wollte einfach nicht glauben, was er mit seinen eigenen Augen sah.

Aus der Wand schob sich eine riesige Ameise.

Groß wie ein Mensch.

Sechs lange Beine bewegten einen massigen Oberkörper. Ein schmaler Kopf, glühende Augen, darunter zwei zangenartige Gebilde, die wie scharfe Scheren wirkten.

Das Untier kam näher.

Die Beine pochten auf den Holzboden. Und jeder Schritt brachte Peter dem Verderben näher.

Die vorderen Zangen begannen zu zucken. Sie klappten auf und zu.

Peter ahnte, wofür sie geschaffen worden waren.

Ihn schauderte.

Ein Tisch stand im Weg. Die Riesenameise hob die beiden Vorderbeine. Wie Fallbeile fielen sie nach unten. Das Holz brach unter der enormen Wucht.

Erst jetzt erwachte Peter Egli aus seiner Erstarrung. Er schrie auf, machte auf dem Absatz kehrt und rannte zur Tür.

Drei Schritte waren es höchstens.

Drei lächerliche Schritte…

Und doch zu weit.

Peter Egli warf sich nach vorn, bekam auch noch die Türklinke zu fassen, doch es gelang ihm nicht mehr, sie nach unten zu drücken. Die Ameise war schneller.

Das rechte vordere Bein wischte halbhoch über den Boden. Peter Egli bekam einen Schlag gegen die Hüfte, der ihn zusammenknicken ließ. Er prallte gegen das Türfutter und rutschte stöhnend zu Boden. Mit

schmerzverzerrtem Gesicht hob er den Kopf.

Die Riesenameise stand dicht vor ihm und schaute aus ihren großen, blutroten Augen auf Peter Egli hinab.

Die Fühler bewegten sich auseinander.

Peter schrie.

Er riß seinen rechten Arm hoch, den Schürhaken in der Faust. Doch an der hornigen Haut, die wie ein Panzer wirkte, prallte die Eisenstange ab.

Der junge Mann hatte keine Chance.

Die Ameise hob ein Bein, drückte es Peter gegen die Brust. Der junge Mann stemmte sich dagegen an, doch das Monster war stärker. Peter Egli fiel auf den Rücken.

Er konnte an dem Rieseninsekt vorbeischauen, sah, daß noch einige dieser Tiere aus der Öffnung drangen und das war das letzte Bild, das seine Augen noch wahrnahmen…

***

Bis Interlaken fuhren wir mit dem Zug. Hier lag der Schnee schon verflixt hoch. Zu beiden Seiten der Fahrbahnen türmten sich die weißen Wälle. Die Autos fuhren mit Schneeketten, und die Menschen trugen dicke Winterkleidung.

Auch ich hatte das Fell in den Burberry-Mantel geknöpft, stieg aus dem Zug und half Sheila auf den Bahnsteig. Ich wartete, bis Bill ebenfalls ausgestiegen war und nahm Suko dann zwei der fünf Koffer ab, die wir mitgebracht hatten.

John Sinclair in der Schweiz. Mancher Leser wird sich jetzt fragen, was wir hier zu suchen hatten. Wir wollten ein paar Tage Urlaub machen und den Jahreswechsel in einem Berghotel feiern.

Auf die Idee war Bill Conolly gekommen. Er hatte Suko und mich kurzerhand mit einer Einladung überrascht. Jane Collins sollte auch erst mitfahren, doch sie war beruflich verhindert. Ein dringender Fall erforderte ihre Anwesenheit.

Ich hatte nicht lange gezögert. Urlaub stand mir sowieso noch zu. Powell, mein Chef, hatte zwar knurrig aus der Wäsche geschaut, aber freundlich habe ich ihn bisher nur selten angesehen. Schnell hatte ich mich entschlossen, packte die Koffer, und ab ging es. Mit dem Jet bis Zürich und von dort weiter mit der Bahn.

Ich wollte endlich mal wieder Ski laufen. Während meiner Studentenzeit hatte ich das letzte Mal auf den Brettern gestanden. Soviel wie damals bin ich danach nie mehr gefahren.

Den kleinen Johnny hatten die Conollys bei Bekannten untergebracht. Das Ehepaar freute sich diebisch auf das Kind. Es war Sheilas und Bills erster gemeinsamer Urlaub nach der Geburt des Kindes.

Bezahlen brauchten Suko und ich nichts. Bill Conolly, mehrfacher Millionär, gab uns den Urlaub aus. Das Angebot nicht anzunehmen, wäre einer Todsünde gleichgekommen. Dafür kannte ich Bill gut genug. Im Zug hatte er mir ein paarmal zugeflüstert, daß er sich wie ein Kind auf den Urlaub freue. Sieben Tage wollten wir ausspannen, einfach mal nichts tun, uns der Müßigkeit hingeben und jeden Gedanken an Dämonen und böse Geister verbannen. Mein letzter Urlaub war in der Hinsicht ein Reinfall gewesen. An den Fall mit der Hexe von Java denke ich nur sehr ungern zurück.

Aber diesmal sollte alles anders werden.

Jane Collins kuschelte sich enger in den mit Pelz besetzten Wildledermantel. Bill trampelte mit den Füßen, und Suko machte einen langen Hals.

»Suchst du was?« fragte ich ihn.

»Wo ist denn hier der Gepäckträger?«

Ich grinste. »Wir haben dich doch.«

»Spaßvögel, Kinder und Geisteskranke alle Bahnsteig zehn«, sagte Suko. »Da kommt gleich ein großer schwarzer Wagen mit Gittern vor den Fenstern und holt die Leute ab.«

Ich konterte. »Wenn du nicht ruhig bist, bekommst du zur Aufwärmung eine schottische Tomatensuppe.«

»Was ist das denn?« frage Bill, der sofort dabei war, wenn es ums Essen ging.

»Ganz einfach«, erklärte ich. »Man gießt heißes Wasser in einen roten Teller.«

Suko und Bill schauten mich an, als wollten sie mich erwürgen. Nur Sheila hielt zu mir. Sie wollte sich ausschütten vor Lachen. »Himmel, John, den kannte ich ja noch gar nicht.«

Ich wies über ihre Schulter. »Da ist ein Gepäckträger. Neben dem Knaben mit dem Schild.«

»Die wollten doch vom Hotel jemand schicken«, maulte Bill. »Der Service fängt ja gut an.«

Suko hatte ihn zuerst gesehen. »Auf dem Schild, das der Mann da trägt, steht Grand Hotel Alpina. Das müßte unser Schuppen sein.«

»Von wegen Schuppen«, knurrte Bill, nahm aber zwei Koffer. Da Suko sich ebenfalls zwei faßte, brauchte ich nur einen zu tragen.

»Wir wollen zum Grand Hotel Alpina«, sagte ich zu dem Schildträger.

Das steife Gesicht des Knaben entgleiste zu einem Lächeln. »Da sind Sie bei mir genau richtig, mein Herr. Gehören die Herrschaften auch zu Ihnen?« erkundigte er sich mit einem Blick auf meine Freunde.

»Ja.«

»Dann muß einer von Ihnen Mr. Conolly sein.« Der Mann sprach jetzt englisch.

Bill trat vor. »Ich.«

»Bitte folgen Sie mir, meine Herrschaften. Der Bus wartet direkt am Bahnhof.« Er schnippte einmal mit den Fingern seiner freien Hand, und unter dem Vordach des Bahnhofsgebäudes lösten sich zwei Pagen, die sofort unsere Koffer nahmen.

Suko trug seinen selbst. Er liebte es nicht, wenn man ihn bediente.

Wir gingen durch eine Unterführung, und als wir wieder ans Tageslicht kamen, sahen wir dicht vor uns den schmalen Wasserstreifen, der den Thuner und den Brienzer See miteinander verband. Auf dem Wasser schwammen einige Eisplatten, so kalt war es geworden. Aber bei uns auf den Inseln hatte es ebenso geschneit. Wir waren buchstäblich mit der letzten Maschine weggekommen.

Der blaue Bus mit der Aufschrift des Hotels stand neben einem Schneehaufen.

Der Himmel war strahlend blau. Ein fantastisches Wetter. Ich sprach es auch aus.

»Bis gestern hat es noch geschneit«, sagte der Fahrer. »Sie haben Glück und können sich auf eine wunderbare Schneewanderung freuen.«

Und ob wir uns freuten.

Das Gepäck wurde verladen. Bill gab ein Trinkgeld, und wir stiegen in den VW-Bus.

Die Schneeketten mahlten über die weiße Fläche. Wir fuhren ein Stück durch die City und nahmen das Flair eines Wintersportortes in uns auf. Zahlreiche Menschen trugen Skier. Die meisten Wagen, die in Richtung Grindelwald oder Lauterbrunnen fuhren, besaßen Dachgepäckträger, auf denen die Bretter festgeklemmt waren.

Ich zog etwas den Kopf ein und schaute nach Norden.

Aus der Ferne grüßten die Eisgipfel der Viertausender. Grindelwald liegt über tausend Meter hoch. Die Straße dorthin war die ersten Kilometer gut ausgebaut, doch dann wurde sie eng. Überholverbot. Die Wagen mußten hintereinanderfahren.

Rechts und links die Winterpracht. Verschneite Wälder. Tannenzweige bogen sich unter der weißen Last. Hin und wieder flatterte ein Vogel auf. Dann stoben Schneewölkchen auf. Wenn der Wald etwas zurücktrat, hatten wir freie Sicht auf das grandiose Bergpanorama.

Ich freute mich immer mehr auf diesen Urlaub. Vor allen Dingen hatten wir ein sagenhaftes Wetter.

Viele Deutsche waren unterwegs.

Fast alle Wagen waren mit Schneeketten ausgerüstet.

Die Straße teilte sich. Rechts ging es nach Lauterbrunnen, links in Richtung Grindelwald. Aus dem Autoatlas wußte ich, daß die Straße dort zu Ende war. Wer weiter wollte, der müßte klettern.

Immer steiler ging es hoch. Kurven. Einmal links, einmal rechts.

Dann fuhren wir ein Stück an der Bahnlinie vorbei. Auch sie endete in Grindelwald. An den Abteilfenstern standen fröhliche Menschen und winkten uns zu.

Wir winkten zurück.

Sheila drehte sich um. Ihre Augen blitzten vor Freude. Fest hielt sie Bills Hand. »Herrlich, nicht wahr?«

Ich nickte.

Rechts von uns fielen schon die Hänge in die Tiefe. Ich sah die ersten Skifahrer. Doch die richtigen Pisten begannen weiter oben, wo es nur noch Schnee und Eis gab und der Weg ins Tal zu einer rasanten, abenteuerlichen Fahrt wurde.

Nach dreißig Minuten hatten wir Grindelwald erreicht. Das Ortseingangsschild tauchte auf. Doch wir fuhren nicht in den Ort hinein, sondern bogen links ab.

Ein schmaler Weg wand sich den Hang hoch. Verschneite Wiesen zu beiden Seiten. Im Sommer weidete hier das Vieh. Die Zäune bogen sich unter dem Schneegewicht. Die Häuser trugen große weiße Hauben. Die Wintersonne war fahl. Ihre Strahlen trafen die reine, helle Schneedecke und ließen sie aufblitzen wie mit Hunderttausenden von Diamantsplittern übersät.

Bill deutete nach vorn. »Da oben, das Haus, das ist es.«

Ich peilte zwischen seiner und Sheilas Schulter vorbei. Das Hotel lag wirklich einmalig.

Wie ein Märchenschloß hing es an einer Bergflanke. Es war ein alter Bau mit zahlreichen Ecken und Türmen. Eine überglaste Terrasse, auch Wintergarten genannt, ließ einen prächtigen Blick auf die Jungfrauregion zu. Menschen in bunten Skianzügen sausten die Pisten hinab und fuhren bis dicht vor das Hotel, wo sie die Bretter abschnallten und dem Personal übergaben.

Der hoteleigene Wagen fuhr bis vor das Hotel und hielt dicht neben dem Eingang. Wir stiegen aus. Um das Gepäck brauchten wir uns nicht zu kümmern, das besorgten andere. Das Grand Hotel Alpina besaß nicht nur einen ausgezeichneten Ruf, sondern auch einen hervorragenden Service.

Die Auffahrt und die sich direkt am Hotel befindenden Wege waren vom Schnee befreit worden. Die Pfade stachen als schwarze Streifen in das Weiß der Schneelandschaft.

Ein weiträumiges Foyer nahm uns auf.

Höflich wurden wir zur Anmeldung gebeten. Unsere Zimmer lagen im zweiten Stock. Zwei Pagen fuhren mit uns hoch. Großzügige Gänge, mit Teppichboden ausgelegt, kleine Nischen, viele Blumen und Zimmertüren aus Mahagoni.

Suko und ich bekamen zwei nebeneinander liegende Zimmer. Die Räume der Conollys lagen gegenüber.

Bevor Bill und Sheila ihr Zimmer betraten, kniff mir mein Freund noch ein Auge zu.

»In einer halben Stunde an der Bar?«

Ich nickte. »Okay.«

Sheila hob die Augenbrauen. »Geht das jetzt schon bei euch los?«

»Wir wollen nur einen kleinen Willkommensdrink nehmen. Anschließend essen wir dann zusammen, und danach ziehen wir uns für die Wanderung um.«

Sheila war beruhigt.

Zum Zimmer gehörten ein Bad und eine Dusche. Telefon und TV waren selbstverständlich. Ich wollte von beiden nichts wissen. Powell hatte zwar verlangt, daß ich in London anrief, aber der alte Knabe konnte mich mal im Mondschein besuchen.

Ich hatte Urlaub. Basta.

Handhoch lag der Schnee auf der Balkonbrüstung. Ich zog die Gardine ein wenig zur Seite und hatte einen sagenhaften Blick auf den Eiger. Minutenlang genoß ich das Panorama. Ich sah die langen Gletscher, dazwischen ein spinnennetzartiges Eisfeld, das schon manchem Bergsteiger zum Verhängnis geworden war, und mein Blick wanderte weiter zum Finsteraarhorn und zum Schreckhorn hin. Die beiden Berge maßen, ebenso wie Eiger, Mönch und Jungfrau, an die viertausend Meter und darüber.

Ich kam mir plötzlich unendlich klein und winzig vor und hatte Hochachtung vor den Menschen, die sich daranmachten, die Berge zu ersteigen.

Dann nahm ich eine Dusche. Das Bad war braungrün gekachelt. Es fehlte an nichts. Vom Handtuch bis zur Rasierklinge war alles vorhanden. An der Mischbatterie stellte ich die richtige Temperatur der Dusche ein und ließ die nadelfeinen Strahlen auf meinen Körper prasseln.

Die Wechselbäder taten mir sehr gut. Sie vertrieben die leichte Müdigkeit, die die Anreise mit sich gebracht hatte.

Salopp gekleidet – in Cordhose und Pullover – verließ ich mein Zimmer. Ich klopfte bei Suko an.

Als mein chinesischer Freund und Partner erschien, hatte er noch ein Handtuch um die Hüfte geknotet.

Ich blieb vor der Tür stehen. »Willst du mit nach unten?«

»Keine Lust. Ich werde ein Stündchen die Augen schließen.«

»Okay.«

Bill öffnete schon die Zimmertür und lugte in den Gang. Er grinste von Ohr zu Ohr, als er mich sah. »Auch schon fertig, John? Klasse, dann laß jucken.«

Aus dem Zimmer hörte ich die Dusche rauschen. Bill schloß die Tür und leckte sich über die Lippen. »Ich habe vielleicht einen Brand«,

sagte er.

Wir nahmen nicht den Aufzug, sondern gingen über die breite, gewundene Treppe. Unterwegs schlug mir Bill auf die Schulter. »Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich über diesen Urlaub freue, John. Das ist wie früher, als wir noch jung und schön waren.«

»Ja, heute sind wir nur noch schön.«

Bill lachte. »Und reifer.«

»Auch das.«

Andere Gäste begegneten uns. Sie grüßten freundlich. Überall stand das Personal mit wachen Augen bereit. Hier wurde dem Gast schon jeder Wunsch von den Augen abgelesen.

Die gläserne Flügeltür zur Bar schwang auf, als wir mit den Füßen einen Kontakt berührten.

Wir betraten eine andere Welt. Sitzgruppen aus edlem Leder gruppierten sich locker verteilt im Raum. Es waren regelrechte Wohnlandschaften. Etwa die Hälfte der Sessel und Elemente waren besetzt. Ober in frackartigen Uniformen brachten die Getränke. Raffinierte Lampenkonstruktionen hingen von der Decke. Sie erinnerten schon mehr an die Werke zeitgenössischer Künstler. Der kamelhaarfarbene Teppich dämpfte die Schritte.

»Mein lieber Mann«, sagte Bill Conolly, »das ist ja super.«

Der Meinung war ich auch. Und super präsentierte sich auch die Bar. Als Quadrat war sie mitten im Raum gebaut. Drei Keeper taten ihren Dienst hinter der Theke. Die Flaschen standen in einem mehrere Etagen umfassenden gläsernen Ständer. Aus verborgenen Lautsprechern drang leise Musik und wurde von dem Klingeln der Eiswürfel in hohen Cocktailgläsern untermalt.

Wir steuerten die Bar an.

Sie war kaum besetzt. Ein schwarzhaariges Mädchen mit einem langen Pferdeschwanz stand neben einem jungen Mann, der auf einem Hocker saß. Da wir nicht weit von ihnen entfernt Platz nahmen, bekamen wir unwillkürlich Gesprächsteile mit.

»Aber ich muß bald fahren, Colette. Wirklich.«

Die Schwarzhaarige zog einen Schmollmund. »Kann dein Freund denn nicht allein in der Hütte bleiben?«

»Nein, zwei Leute sind Vorschrift.«

»Das wird vielleicht ein Jahreswechsel.«

»Aber du hast doch auch Dienst.«

Das Girl wischte eine Haarsträhne aus der Stirn. »Nach Mitternacht läuft hier sowieso vieles durcheinander. Da fällt es kaum auf, wenn sich mal jemand verdrückt.«

»Es geht wirklich nicht, Colette.«

»Okay, dann bis zum nächsten Jahr.« Die schwarzhaarige Colette küßte ihren Freund auf die Wange, drehte sich um und ging. Sie

mußte dicht an uns vorbei.

Ich schaute sie an.

Colette hatte ein hübsches Puppengesicht und unwahrscheinlich große, dunkle Augen.

»He, träumst du?« fragte Bill.

»Wieso?«

»Was willst du denn trinken?«

Der Keeper schlug etwas vor. Er war ein schmalbrüstiger Typ mit müden, treuen Augen. »Wenn ich den Cocktail Grand Hotel Alpina empfehlen dürfte?«

Bill nickte. »Sie dürfen, Meister.«

»Und was ist das?« fragte ich.

»Lassen Sie sich überraschen, mein Herr.«

Der Keeper mixte den Drink. Was er alles in den Shaker gab, bekam ich so rasch gar nicht mit. Der Knabe war wirklich ein Meister seines Fachs.

Colettes Freund trank inzwischen sein Glas leer. Er war ein großer, breitschultriger, junger Mann, hatte blonde Haare und trug einen himmelblauen Skianzug mit roten Streifen an den Seiten. Der modische Oberlippenbart war wohlgestutzt, die Haut von der Sonne gebräunt. Der Mann rutschte vom Hocker, nickte uns zu und schritt in Richtung Ausgang. Bill und ich schauten ihm nach.

»Ein richtiger Naturbursche«, meinte der Reporter.

Ich widersprach nicht.

Unsere Drinks kamen. Zwei hohe Gläser waren fast bis zum Rand gefüllt. Das Getränk hatte eine gelbbraune Farbe.

Bill versuchte einen Scherz. »Hoffentlich schmeckt es nicht so, wie es aussieht.«

»Sie werden zufrieden sein«, sagte der Mixer.

Tatsächlich, wir waren es. Ich versuchte herauszufinden, was dieser Drink alles enthielt. Doch nur den Sherry schmeckte ich heraus.

Bill war in Hochform. Er begann plötzlich zu lachen.

»Was ist?« fragte ich.

»Weißt du – weißt du, warum der Mönch nicht auf die Jungfrau kann, John?«

»Nein.«

»Weil der Eiger dazwischen steht.«

Bill wollte sich ausschütten vor Lachen. Ich aber sagte: »Noch einen Kalauer, und ich gehe in den Keller.«

Bill unterbrach sein Lachen. »Warum?«

»Weil dort die Bartwickelmaschine steht. So alt ist der Witz nämlich.«

Bill war beleidigt. Drei Minuten sprach er nicht mit mir. Dann schlug er mir auf die Schulter und rief: »Jetzt nehmen wir noch einen zweiten Cocktail.«

Ich hatte nichts dagegen.

***

Roger Calf schritt durch das Foyer. Die meisten Angestellten kannten und begrüßten ihn auch. Er sprach noch mit dem Chefportier ein paar Worte über das Wetter und ging dann nach draußen.

Seine Skier hatte er hinter dem Haus abgestellt. Es gab dort einen schmalen Anbau, in dem das Personal wohnte, das oft von weit her angereist war, um in den Wintermonaten Geld zu verdienen. Calfs Skier lehnten neben anderen Brettern an der Wand.

Er schnallte sich die Gleiter unter, prüfte, ob die Bindung fest genug saß und nickte zufrieden.

Eine von Colettes Kolleginnen trat auf ihn zu, gerade als er sich seine Strickmütze aufsetzte. Das Girl war mal scharf auf den gutaussehenden Roger Calf gewesen, doch der junge Mann hatte die Kleine abblitzen lassen. Und das verzieh sie ihm nie.

Hämisch sagte sie: »Da muß die gute Colette ja ohne dich den Jahreswechsel feiern.«

»Sieht so aus.«

»Mach dir nichts draus. Es gibt genügend andere Männer im Hotel, die Colette trösten werden.«

»Die sollen sich mal lieber an dich halten«, erwiderte Roger spöttisch. »Du hast es schließlich nötiger.«

»Scheusal.«

Roger lachte nur, stemmte die Stöcke ein und stieß sich ab. Er fuhr in den Spuren schräg am Hang entlang. Eine dunkle Schneebrille klebte vor seinen, Augen. Das Schleifen der Bretter über den Schnee waren die einzigen ihn begleitenden Geräusche.

Die Sonne verschwand bereits hinter den Berggipfeln. Bald würde die Dämmerung hereinbrechen, und dann kam fast ohne Übergang die Dunkelheit. Das ging in den Bergen sehr schnell.

Roger dachte an Colette. Natürlich hätte er den Abend und die Nacht lieber bei ihr verbracht, aber er hatte Dienst.

Er war stolz auf seine Arbeit. Er brauchte nur an die Verunglückten zu denken, die er schon aus der Bergnot gerettet hatte. Aus Schluchten und Gletscherspalten, in die sich nur tollkühne Männer wagten. Wenn er dann die Gesichter sah und die Dankbarkeit las, die in den Augen stand, dann wußte er, wofür er arbeitete, und dann fiel es ihm auch nicht schwer, auf einen Silvesterabend mit seiner Freundin zu verzichten.

Sein erstes Ziel war die Liftstation. Sie befand sich in der Mittellage. Sie überwand bis zur letzten Station einen Höhenunterschied von achthundert Metern, und von dort aus war es nicht mehr weit bis zur Hütte.

Roger Calf mußte sich sputen, denn der Liftbetrieb wurde bei Einbruch der Dämmerung eingestellt. Ob sie für ihn eine Ausnahme machen würden, war fraglich.

Kraftvoll stemmte Roger Calf die Stöcke ein und gab sich immer wieder Schwung. Seine Bewegungen waren fließend. Sie gingen ineinander über. Man sah, daß er fahren konnte. Er war ein ebenso guter Lang- wie Slalomläufer, und es hatte nicht viel gefehlt, da wäre er für die nationalen Meisterschaften nominiert worden.

Aber Roger wollte nicht. Er haßte den Rummel, dafür liebte er das Leben in den Bergen um so mehr.

Vor sich sah er schon die kleine Mittelstation. Roger empfand die Liftmasten als eine Landschaftsschande, aber was sollte man machen? Die Fremden kamen in Scharen, jährlich wurden es mehr. Sie wollten Ski fahren und mußten transportiert werden. Das Land lebte nun mal vom Tourismus.

Roger Calf erhöhte die Geschwindigkeit. Mit Bravour übersprang er einen Hügel, wedelte nach rechts und kam inmitten einer aufstiebenden Schneewolke zum Stehen.

Der alte Mayer trat aus dem Haus. »Hast lange auf dich warten lassen, Junge«, begrüßte er Roger. »Ich wollte schon dichtmachen.«

Roger lachte und schob seine Schneebrille in die Stirn. Dann drückte er dem faltengesichtigen Mann mit der schwarzen Pudelmütze die Hand.

»Ich war bei Colette und…«

Der Alte lachte. »Ja, sie ist hübsch geworden, die Kleine. Ich wollte, ich wäre noch einmal vierzig Jahre jünger. Mann, das waren Zeiten.«

Roger fuhr an dem Steinhaus vorbei. In der kleinen Station durchlief das Seil mehrere waagerecht liegende Rollen, wurde um eine S-Kurve transportiert, um dann wieder ins Freie zu gelangen.

Das Gesicht des Alten tauchte am Fenster auf. Er winkte und rief: »Dann einen guten Rutsch, mein Junge!«

»Danke gleichfalls.«

Ein Doppelsitz fuhr heran. Er schwankte etwas, aber Roger besaß Routine im Aufspringen. Es bereitete ihm keine Mühe. Schon nach zwei Sekunden schwebte er aufwärts. Er hob ein letztes Mal den Arm zum Gruß, setzte die Schneebrille wieder auf und überließ sich dann der Einsamkeit der Bergwelt.

Über ihm war nur das Singen der Räder auf den Stahltrossen zu hören. Immer wenn die kleine Gondel an einem der Pfeiler vorbeifuhr, gab es an den Rollen einen Ruck. Ängstliche Menschen bekamen oft Magendrücken, wenn sie das spürten.

Roger Calf konnte darüber nur lachen. Er war ein Kind der Berge. Sein Blick wanderte nach rechts. Über einem verschneiten Waldstreifen standen einige dünne Rauchfahnen. Roger wußte, daß

sich dort in der Nähe der Campingplatz befand. Die Menschen heizten ihre Wohnwagen und kochten selbst.

Roger Calf richtete sein Augenmerk wieder nach vorn. Die klare Luft ließ die Entfernungen zusammenfließen. Deutlich konnte er die letzte Station erkennen.

Es war die Zeit kurz vor Einfall der Dämmerung. Der Tag schien noch einmal kräftig Atem zu schöpfen, bevor die Dunkelheit kam. Zehn Minuten würde es noch dauern, bis Calf sein erstes Ziel erreichte. Von der Station aus gab es einen prächtigen Weg zur Hütte. Roger freute sich schon auf die Strecke.

Plötzlich stutzte er.

Er schaute genauer hin, nahm sogar die Schneebrille ab und beschattete die Augen.

Neben der letzten Liftstation hatte sich etwas bewegt. Und es bewegte sich weiter. Daran gab es keinen Zweifel. Roger ärgerte sich, daß er kein Fernglas dabei hatte, er konnte zwar etwas Dunkles erkennen, das sich von der weißen Fläche abhob, aber was es genau war, das wußte er nicht.

Ein Tier? Oder ein Mensch?

Seltsam…

Als er abermals hinschaute, war das dunkle Gebilde verschwunden. Die Gondel fuhr weiter, wurde von der Dämmerung eingeholt und warf einen langen Schatten auf den Schnee.

Roger Calf nahm sich fest vor, sofort nachzusehen, wenn er die Endstation erreicht hatte. Er mußte wissen, ob er sich getäuscht oder ob sich dort tatsächlich etwas bewegt hatte.

Nach Skifahrern sah das jedenfalls nicht aus.

Er fuhr die letzten Meter. Die Erde kam immer näher. Längst lagen die Baumwipfel hinter dem einsamen Fahrer. Hier oben gab es nur Fels und vom Schnee bedeckte Krüppelgewächse.

Die Gondel lief in das oberste Gebäude der Endstation ein, und Roger Calf sprang aus dem Sitz. Der junge Mann trat sofort zu dem an der Wand befestigten Telefonapparat, drückte einen weißen Knopf und war mit der Mittelstation verbunden.

»Alles klar?« fragte der alte Mayer.

»Ja.«

»Da stimmt doch was nicht, Junge. Deine Stimme klingt so komisch. Hast du was?«

Dem Alten konnte man nichts vormachen. Roger überlegte, ob er von seiner Entdeckung berichten sollte, aber er entschied sich nur teilweise dafür. »Sind eigentlich kurz vor mir noch weitere Personen zur letzten Station hochgefahren?« fragte er.

»Nein. Wieso? Hast du etwas entdeckt?«

»Es schien mir so.«

»Von hier aus und auch von der Talstation ist niemand mehr hochgefahren«, erklärte der alte Mayer.

»Dann bedanke ich mich«, sagte Roger Calf, wünschte dem Alten noch einmal einen guten Rutsch und hängte ein.

Auf seinen Skiern bewegte er sich nach draußen. Der Himmel hatte schon eine dunkelgraue Farbe angenommen. Roger mußte sich sputen, wenn er rechtzeitig die Hütte erreichen wollte.

Aber vorher suchte er den Boden in unmittelbarer Nähe der Hütte nach Spuren ab.

Und er fand auch welche. Spuren, die nicht hierher paßten. Dicht hintereinander befanden sich tiefe Löcher im Schnee, als hätte jemand einen Besenstiel in die weiße Masse gesteckt. Zwei Spuren liefen parallel zueinander, und sie waren sogar ziemlich gleichförmig. Roger fuhr ein paar Meter neben der Spur her und sah sie auf einen Kamm zulaufen. Da die Zeit drängte, konnte er die Spur nicht mehr weiter verfolgen. Er mußte zur Hütte. Peter wartete bestimmt schon.

Roger Calf schwang herum. Den Weg zur Hütte kannte er im Schlaf. Wuchtige Stockschläge trieben ihn voran. Geduckt stand er da, federte dabei in den Knien nach und bot mit seinem Körper so wenig Luftwiderstand wie nur eben möglich.

Er hatte eine ausgezeichnete Fahrhaltung. Wenn es einen kleinen Hang oder Hügel hinabging, drückte er die Ellenbogen fest gegen die Hüften und ließ sich von der Schußfahrt mittreiben. Meist hatte er so viel Schwung, daß er auf der anderen Seite des Hügels noch hoch sauste. Hin und wieder stieß er einen Begeisterungsschrei aus. Diese rasante Skifahrt machte ungeheuren Spaß.

Hier oben – also abseits der normalen Skipisten – konnten nur die wahren Könner laufen. Und diejenigen, die die Gegend kannten, die wußten, wo sich die Gletscherspalten und Risse befanden, die für Fremde oft zu Todesfallen wurden.

Roger Calf kannte sich aus. Er jagte sogar über Gletscherspalten hinweg. Rechts von ihm lag ein Eisfeld. Es schillerte in der Dunkelheit bläulich.

Der junge Mann wunderte sich ein wenig, daß er noch nicht das Licht in der Hütte sah. Weit war er nicht mehr von seinem Ziel entfernt. Sobald die Dunkelheit anbrach, wurde in der Hütte das Licht angezündet. Und dieser Schein war ein Wegweiser, zu vergleichen mit einem Leuchtturm an der Küste.

Sollte Peter Egli noch nicht eingetroffen sein?

Roger wunderte sich, denn so etwas war nicht Peters Art. Auf ihn konnte man sich hundertprozentig verlassen. Ein unangenehmes Gefühl breitete sich in Rogers Magengegend aus, als er nach links schwenkte und dann direkten Kurs auf die Hütte nahm.

Wie eine unheimliche, drohende Wand stieg der Felsen hinter der

Hütte hoch. Der Wind hatte Schneewolken gegen das Gestein geweht. Sie klebten daran wie durch Leim gehalten.

Auf den letzten Metern mußte Roger die Skistöcke zu Hilfe nehmen. Dann stand er vor der Tür. Rechts und links davon befanden sich zwei Fenster. Roger schaute durch das rechte.

Eisblumen nahmen ihm die Sicht. Ein Zeichen, daß es auch in der Hütte ziemlich kalt war.

»So was«, murmelte der junge Mann und drückte die Türklinke nieder. Er machte sich erst gar nicht die Mühe, seine Bretter abzuschnallen, zog die Tür auf und schaute in die Hütte hinein.

Urplötzlich packte ihn das Entsetzen. Er sah die Unordnung, das Chaos – und Peter Egli.

Er lag auf dem Boden.

Tot!

Roger bekam einen Schock.

Er hatte das Gefühl, Mittelpunkt eines Alptraums zu sein. Er schrie, weinte und redete in einem. Sah aber nicht, daß sich die Gefahr von einer ganz anderen Seite näherte.

Hinter seinem Rücken tauchten plötzlich zwei Riesenameisen auf…

***

Hätte Roger Calf sich die Mühe gemacht, den Spuren an der Liftstation noch ein paar Meter weiter zu folgen, so hätte er eine der Ameisen gesehen.

Das Rieseninsekt stand neben einem Felsblock, der sich wie ein grauer spitzer Hut aus dem Schnee herausschob. Das Tier hatte die Witterung des Menschen aufgenommen. Unruhig bewegten sich die beiden Zangen. Es war bereit anzugreifen.

Doch die Witterung wurde schwächer. Der Mensch entfernte sich. Schnell sogar.

Zu schnell für die Ameise.

Sie wartete noch ab und machte dann kehrt. Es sah etwas unförmig aus, wie sie sich in dem hohen Schnee bewegte, aber diese Unförmigkeit machte sie trotzdem nicht ungefährlicher. Ganz im Gegenteil. Das Rieseninsekt suchte Wärme. Es kam aus einer anderen Dimension, wo es einen anderen Himmel gab, eine andere Sonne – überhaupt völlig andere Lebensgewohnheiten.

Jedes Lebewesen, das sich dem Rieseninsekt in den Weg stellte, wurde von ihm angegriffen, denn es war auf Töten programmiert.

Die großen dunkelroten Augen glühten, als sie talabwärts schauten. Sie hatten etwas entdeckt.

Lichter!

Wo Licht war, da gab es auch Wärme. Die Ameise ahnte dies mit ihrem sicheren Instinkt.

Und wo Wärme war, da lebten Menschen.
Beute…
Die Ameise stapfte weiter, steuerte direkt auf die Lichter zu, die wie Sterne durch die Dämmerung leuchteten.
Doch es waren keine Sterne. Die Lichter, die die Riesenameise anzogen, gehörten zu einem Hotel.
Zum Grand Hotel Alpina!

***

Der zweite Cocktail schmeckte schon besser. Und auch der Mixer entpuppte sich als Scherzbold.
Er war ziemlich klein, hatte uns verraten, daß er Gonni hieß und aus Zürich stammte, wo auch seine Frau und der kleine Sohn Kevin lebten.
Als er hörte, daß wir aus London kamen, glänzten seine etwas traurig blickenden Augen.
»England, mein Traum«, sagte er nach einer Weile.
Ich winkte ab. »Alles halb so schlimm.«
»Und dann der ewige Nebel«, meinte Bill.
Gonni schüttelte langsam den Kopf. »Das alles macht mir nichts aus. Irgendwann werde ich einen Job in England annehmen.«
Bill klopfte auf die Bar. »Dann kommen wir Sie bestimmt besuchen.«
Gonni, der Mixer, lächelte. »Das ist ein Wort, Gentlemen.«
Wir tranken.
Dann summte das Telefon hinter der Bar. Gonni nahm wie in Zeitlupe ab, nickte und sagte ein paarmal ja. Nach dem Gespräch schaute er uns an. »Eine Mrs. Conolly war am Apparat. Sie möchten hochkommen.«
Bill rutschte vom Hocker. »Hörst du nicht die Stimme des Herrn?« fragte er mich.
Ich grinste. »Das ist doch deine Herrin.«
»Jetzt bist auch du dran.« Bill faßte mich am Arm. »Komm, keine Müdigkeit vortäuschen. In einer halben Stunde wird gegessen.« Und zu Gonni, dem müden Mixer, rief er: »Setzen Sie die Drinks auf meine Rechnung. Zimmer zwanzig.«
»Geht in Ordnung, Sir«, kam schleppend die Antwort.
Diesmal nahmen wir den Aufzug. Bill meinte: »Das ist ja das Schlimme, wenn du beweibt in Urlaub fährst. Nie bist du dein eigener Herr. Und da du mein bester Freund bist, John, sollst du mit mir leiden.«
»Dein Logik ist bestechend«, gab ich zurück.
Wir verließen den Aufzug.
Sheila schaute aus der Zimmertür. »Wollt ihr euch nicht umziehen?« fragte sie.
»Schon gut«, sagte Bill. Er drückte sich an seiner Frau vorbei und

hauchte ihr einen Kuß auf die Wange.

Ich zog mich um. Man brauchte zum Dinner zwar nicht im Smoking zu erscheinen, aber Anzug war erwünscht. Ich zog meinen dunkelbraunen an. Zu Weihnachten hatte mir Jane zwei Krawatten und die dazu passenden Hemden geschenkt.

Eins packte ich jetzt aus.

Als ich es über den Kopf streifte, stach mich noch eine Nadel in den Arm.

Mein Fluch war nicht gerade druckreif. Ich zog das Hemd wieder aus und entfernte die Nadel. Trotzdem hatte ich noch etwas Zeit und betrat den kleinen Balkon.

Mein Blick flog hinunter nach Grindelwald. Der Ort lag unter einer weißen Schicht. Hunderte von Lichtern blinkten. Am Bahnhof brannten große Kerzen auf einem Weihnachtsbaum. Auch vor zahlreichen Häusern standen die Bäume.

Die Luft war klar. Tief atmete ich durch. Ich reinigte meine Raucherlunge.

Irgendwo im Tal schlug eine Kirchturmglocke. Der Klang schwang weit über das Land.

Ich beugte mich über die Brüstung und schaute zur Seite. Mein Blick fiel auf einen Anbau. Das Dach konnte ich sogar von meinem Balkon aus mit einem Sprung erreichen.

Und dann hörte ich den Schrei.

Gellend und markerschütternd.

So schrie nur ein Mensch in Todesnot.

Der Schrei wiederholte sich. Ich wußte jetzt, daß er in dem Anbau unter mir aufgeklungen war, zögerte keine Sekunde, schwang mich über die Brüstung und sprang…

***

Roger Calf war ahnungslos!

Noch immer starrte er auf den Toten, und trotz der Panik, die ihn packte, stellte er sich die bange Frage, wer Peter Egli umgebracht hatte.

Er glaubte nicht daran, daß es ein Mensch gewesen war.

Aber wilde Tiere gab es in dieser Gegend nicht. Die Wölfe waren schon seit langer Zeit ausgerottet.

Wer aber hatte diesen Mord begangen?

Roger Calf stöhnte auf. Vom Magen her drängte die Übelkeit hoch, ihm wurde schwindlig, und mit tonloser Stimme flüsterte er immer wieder den Namen seines toten Freundes.

Die Gefahr für ihn kam jedoch mit jeder Sekunde, die verging, näher. Die beiden Riesenameisen hatten sich den jungen Mann längst als nächstes Opfer ausgesucht.

Ihre tellergroßen, rotglühenden Augen waren auf seinen Rücken fixiert. Die Fühler der Ameisen zitterten vor kaum unterdrückter Erregung. Langsam bewegten sie sich voran. Sie trennten sich dabei ein wenig, so daß sie Roger Calf in die Zange nehmen konnten. Sie wollten ihm jede Fluchtmöglichkeit verbauen.

Still war es vor der Hütte. Nur weiter oben am Felsen jaulte der Wind und trieb kleine Schneespiralen vor sich her.

Roger Calf stand wie ein Denkmal. Unbeweglich, starr… Seine Augen begannen zu tränen. Die Trauer um den verlorenen Freund brannte wie eine heiße Flamme.

Plötzlich hörte er das Knirschen!

Roger Calf versteifte noch mehr. Auf einmal stellten sich seine Nackenhaare quer, er begann zu zittern und wagte es nicht, sich umzudrehen.

Wieder ertönte das Geräusch. Es war hinter ihm aufgeklungen und hörte sich an, als würde jemand durch den Schnee gehen.

Auf ihn zu!

Roger Calf atmete tief ein und schwang auf seinen Brettern herum.

Zwei rotglühende Augenpaare starrten ihn an!

Roger Calf sah die Riesenameisen vor sich, deren Beine fast bis zu den langgestreckten Oberkörpern im Schnee steckten. Sein Herz trommelte plötzlich rasend schnell. Auf einmal wußte er, wer seinen Freund Peter Egli umgebracht hatte. Und ihm wurde auch mit erschreckender Deutlichkeit klar, daß ihm das gleiche Schicksal drohte.

Die Ameise links von ihm war nur noch zwei Meter von ihm entfernt. Jetzt hob sie die beiden vorderen Beine aus dem Schnee. Es knirschte, als die Beine die leicht gefrorene Oberschicht der weißen Pracht durchbrachen.

Roger Calf konnte nur eins helfen.

Flucht!

Aber er mußte schnell sein. Verdammt schnell, sogar. Sie hatten ihm bereits den Weg abgeschnitten. Nach rechts und links konnte er nicht. Ihm blieb nur die Flucht nach vorn. Zwischen den beiden Monstern hindurch.

Aber der Raum wurde immer enger.

Fast zu eng…

Roger Calf stieß einen Schrei aus, rammte beide Skistöcke in den Schnee und schnellte sich ab.

Der Weg vor der Hütte führte zum Glück bergab, so daß Roger sich nur einmal kräftig Schwung zu geben brauchte, um in Fahrt zu kommen.

Er schoß genau auf die Lücke zwischen den beiden Rieseninsekten zu.

Doch auch die Monster aus der anderen Dimension hatten mitbekommen, was gespielt wurde.

Synchron schwangen sie ihre Körper herum.

Roger Calf fegte heran. Sein Gesicht war verzerrt, der Mund weit aufgerissen. Mit einem gellenden Schrei machte er sich Luft.

Dann war er heran!

Er wollte zwischen den beiden Riesenameisen hindurchzischen, doch auch die Insekten kannten Tricks.

Die linke Riesenameise hob ihren Oberkörper hoch, und dann schnellten die beiden Vorderbeine dem Skiläufer entgegen.

Roger Calf sah alles wie in einem Zeitlupenfilm. Er ahnte, daß er den Beinen nicht ausweichen konnte, versuchte es noch mit einer Körperdrehung, aber da traf ihn der Schlag an der Hüfte.

Der junge Mann verlor die Balance.

Er wurde zur rechten Seite gedrückt. Er riß das linke Bein hoch. Der Ski stellte sich senkrecht. Schnee stiebte auf, und Roger Calf fiel inmitten des wirbelnden Flockenschleiers zu Boden. Er tauchte ein in die weiße Pracht und rutschte weiter.

Roger Calf überschlug sich mehrere Male. Die automatische Bindung löste sich. Der rechte Ski glitt weg, während Roger seinem schmalen Brett nachrutschte.

Irgendwie fing er sich wieder.

Ein innerer Motor trieb ihn hoch. Er wußte, daß er verloren war, wenn er jetzt liegenblieb. Er mußte fliehen. Um sich im tiefen Schnee bewegen zu können und um schneller zu sein als die Monster, brauchte er beide Skier.

Roger Calf rappelte sich auf. Die Ameisen hatten schon die Verfolgung aufgenommen. Sie wollten ihr Opfer um keinen Preis entkommen lassen. Trotz ihrer unförmigen Körper bewegten sie sich rascher als der Mensch.

Calf warf einen Blick zurück. Er erkannte, wie nah die beiden Bestien schon waren. Wie der Teufel rannte er los.

Es sah grotesk aus, wie er durch den Schnee stampfte. Am linken Fuß klemmte noch der Ski. Roger verlor das Gleichgewicht, fiel wieder hin, kam keuchend hoch und stapfte weiter. Wie im Krampf hielt er weiterhin seine Skistöcke umklammert. Er durfte diese Hilfen nicht verlieren. Denn wenn das geschah, war er verloren.

Seine Kleidung war über und über mit Schnee bedeckt. Und dann sah er seinen rechten Ski im Schnee stecken. Wie bei einer schiefen Ebene ragte die Spitze empor.

Roger Calf bewegte sich auf den Ski zu. Er ruderte mit den Armen, stützte sich mit seinen Skistöcken ab. Angst und Panik trieben ihn voran, peitschten ihn hoch zu übermenschlichen Leistungen. Wenn er den Bestien nicht entkam, war es aus. Dann erging es ihm wie seinem

Freund Peter Egli.

Roger wagte es gar nicht, sich umzudrehen. Das hätte Zeit gekostet, wertvolle Sekunden, die ihm unter Umständen hinterher fehlen würden. Falls es noch ein Hinterher gab.

Erst als er den Ski erreichte, drehte er den Kopf. Unwillkürlich schrie er auf. Er hatte das Gefühl, die vier Augen direkt über sich zu sehen. So nahe heran waren die Ameisen bereits.

Eine der Bestien hatte sogar die beiden vorderen Beine erhoben und war bereit, jeden Moment zuzustoßen.

Roger rammte den Skistock vor. Er wollte das Auge treffen, fehlte jedoch und warf sich zur Seite.

Das rettete ihm das Leben. Die beiden Beine wischten an ihm vorbei und versanken im Schnee. Die Ameise wurde durch ihre schwere Körperlast nach vorn gedrückt. Roger Calf gewann einige Sekunden. Sie waren um so wertvoller, da das andere Monster sich nicht in seiner unmittelbaren Nähe befand.

Calf kroch zur Seite. Er packte den verlorenen Ski, hetzte weiter und schaffte es irgendwie, sich das Brett anzuschnallen, bevor die Ameisen ihn erreichten.

Jetzt fühlte er sich besser.

Roger Calf gab sich den nötigen Schwung und raste wie ein Torpedo den Abhang hinunter.

Noch immer war er nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Er wußte nur eins. Er mußte die Menschen in der näheren Umgebung warnen. Ohne zu zögern, schlug er den Weg zum Grand Hotel Alpina ein.

***

Der Schnee dämpfte meinen Aufprall auf dem Anbaudach. Bis zu den Knien sank ich in der weißen Schicht ein. Sofort klebte mir die Hose an den Beinen.

Ich stapfte vor, bis ich den Rand des Anbaus erreicht hatte. Auf dem Hof lagen zusammengekehrte Schneehaufen, die geradezu dazu einluden, hineinzuspringen.

Ich ließ mich fallen, landete sicher, befreite mich aus dem Schneehaufen und schaute mich um.

Aus einigen erleuchteten Fenstern fielen schmale Lichtbahnen nach draußen und bedeckten den Schnee mit ihrem gelben Glanz. Wohl aufgereiht standen an der gegenüberliegenden Seite des Hofs zahlreiche Kisten und Kästen.

Daneben führte eine Tür in ein barackenähnliches Gebäude, das wie ein kleines Vorratslager aussah.

Sollte der Schrei von dort erklungen sein?

Ich wollte es nachprüfen.

Die Türschwelle lag noch vor mir, da vernahm ich bereits das Wimmern. Stammelnde Worte, Hilfeflehen.

»Nein – nein – nicht… bitte…«

Ich sprang in den Raum, schaute mich um.

Eine trübe Deckenleuchte warf ihr Licht auf große Kartons und Holzkisten. Regale standen an den Wänden. Sie waren mit Konserven vollgefüllt. Unter der Decke liefen Heizungsrohre entlang. Von einem tropfte Wasser. Es rann mir unangenehm kalt in den Nacken.

Ich schlich um ein querstehendes Regal herum und hatte freies Sichtfeld.

Mich traf fast der Schlag.

Auf dem kalten Steinboden lag ein Mädchen oder eine junge Frau. Und neben ihr stand ein Geschöpf, das es normalerweise nur in Alpträumen gab.

Eine Riesenameise!

Sie hatte ihren Körper halb erhoben, die vorderen Beine standen ebenfalls hoch, bereit, auf die junge Frau niederzufahren.

Ich zögerte keine Sekunde.

Mit langen Schritten rannte ich vor, stieß mich dann ab und hechtete schräg gegen das Monster, so daß mein Gewicht es zur Seite drückte und damit weg von der wehrlosen Frau.

Ich hatte all meine Kraft in den Sprung gelegt, trotzdem kam es mir vor, als wäre ich gegen einen Panzer gehechtet. Meine zupackenden Hände rutschten an dem glatten Panzer der Bestie ab. Die Ameise war so groß wie ich. Sie drehte sich unwillig und schleuderte mich zu Boden.

Sofort rollte ich mich zusammen und prallte gegen einen Kistenstapel, der zwar ins Wanken geriet, jedoch nicht umkippte.

Tellergroße, rotglühende Augen fixierten mich. Sekundenlang schauten wir uns an. Mir wurde in diesen Momenten klar, daß ich es mit einem Monster zu tun hatte. Einer gefährlichen Bestie, die von irgendwoher stammte, nur nicht von der Erde. Es stand für mich fest, daß ich mich wieder in einem heißen Fall befand.

Dann schweiften meine Gedanken ab, konzentrierten sich auf die Bestie, die gemerkt hatte, wer jetzt ihr eigentlicher Gegner war und langsam auf mich zukam.

Ich sprang auf.

Waffenlos stand ich der Ameise gegenüber. Und plötzlich bekam ich Angst. Dieses Rieseninsekt konnte einem schon einen Schrecken einjagen. Unwillkürlich schlug mein Herz schneller, als ich daran dachte, daß ich mich jetzt mit bloßen Fäusten verteidigen mußte.

Das Mädchen mußte in Sicherheit gebracht werden. Es hatte sich halb aufgerichtet.

»Laufen Sie weg!« schrie ich sie an. »Machen Sie schon, los!«

Sie reagierte nicht. Vielleicht verstand sie mich auch nicht, waren Panik und Angst noch zu groß, als daß sie normal hätte reagieren können.

Das Mädchen rührte sich nicht von der Stelle. Ich konnte mich nicht mehr um sie kümmern, denn die menschengroße Ameise griff an.

Die Vorderbeine stießen auf mich zu. Gleichzeitig öffnete sie die Scheren, um damit zuzuschnappen, doch ich tauchte geschickt zur Seite.

Die wie Lanzen wirkenden Vorderbeine verfehlten mich und drangen in den Kistenstapel. Klirren. Zwei Kisten fielen um. Flaschen zerplatzten, und der Geruch von Whisky breitete sich in Sekundenschnelle im Vorratsraum aus.

Ich kreiselte herum. An der Wand lehnte ein Schneeräumer. Fest packte ich ihn. Eine miese Waffe im Vergleich zu der Riesenameise, aber besser als gar keine.

Bevor das Tier sich richtig erholt hatte, drosch ich mit der langen Kante des metallenen Vierecks zu. Der Schaber krachte gegen den Panzer. Mehr geschah nicht. Das Tier zeigte keine Verletzung. Der Panzer war zu hart.

Ich bekam Herzklopfen. Wenn ich die Ameise so nicht stoppen konnte, wie dann?

Ich zielte nach dem rechten mittleren Bein. Jetzt schleuderte ich meine »Waffe« vor wie einen Speer.

Und hatte Erfolg.

Allerdings rutschte mir bei dieser Aktion der Schneeschieber aus den Fäusten und glitt scheppernd über den rauhen Steinboden.

Die Bestie wurde wütend. Drei der unverletzten Beine schlugen um sich. Ich kam nicht rasch genug weg, bekam einen Schlag gegen die Schulter und einen zweiten gegen den Kopf.

Plötzlich spielte ich Rakete. Ich wurde durch den Vorratsraum gewirbelt und krachte gegen eine Ansammlung von Kartons. Diesmal fielen sie über mir zusammen. Ich konnte gerade noch meinen Kopf schützen, damit mich die Ecken und Kanten nicht zu hart trafen. Dann hörte ich nur noch das Poltern und Krachen, als der Stapel von der Decke her dem Boden entgegenkippte.

Ruhig blieb ich liegen und wartete ab, bis alles vorbei war. Meine rechte Schulter schmerzte, und auf meinem Kopf schien ein Hammerwerk zu toben.

Trotzdem durfte ich mich jetzt nicht ausruhen. Wenn die Ameise nachsetzte, fand sie einen geschwächten Gegner vor.

Ich wühlte mich aus den Kartons. Viele waren aufgeplatzt. Dosen mit Obst und Gemüse rollten durcheinander. Als ich mich erhob, mußte ich achtgeben, daß ich nicht hinfiel.

Aber wo war die Ameise?

Verschwunden!

Ich lief zu dem Mädchen. Es saß noch immer mit dem Rücken an der Wand. Aus leeren Augen schaute es mich an.

»Wo ist die Ameise?« fragte ich.

Sie schüttelte nur den Kopf.

»Ist sie draußen?«

Nicken.

Es war für mich Antwort genug. Ich rannte zur Tür, sprang über die Schwelle, stand wieder im Schnee und schaute mich um.

Von dem Tier war nichts zu sehen.

Tief atmete ich ein. Klebrig lag der Schweiß auf meinem Gesicht, und nur langsam beruhigten sich meine Nerven.

Stimmen schreckten mich auf. Natürlich, der Kampf war nicht ohne Geräusche über die Bühne gelaufen. Jetzt wollten die Menschen nachschauen, was geschehen war.

Ich lief wieder zurück in die Vorratskammer. Neben dem Mädchen kniete ich nieder. »Kein Wort von dem, was vorgefallen ist. Verstanden?«

Sie nickte.

Eine allgemeine Panik wollte ich unbedingt vermeiden. Wenn es eben möglich war, wollten Suko und ich diese Riesenameise allein ausschalten. Die Frage war nur, ob wir es nur mit der einen zu tun hatten oder ob es nicht noch mehr von diesen Exemplaren gab.

Menschen drängten sich durch die Tür. Hotelangestellte, wie ich sofort sah.

An der Spitze kam ein dunkelhaariger Mann im schwarzen Anzug. Er trug ein Menjou-Bärtchen auf der Oberlippe und schaute mich fragend und strafend zugleich an.

Eine Ausrede hatte ich schon.

Ich erhob mich und deutete auf das Mädchen. »Sie ist überfallen worden. Zufällig kam ich hinzu, hörte ihre Schreie und habe ihr geholfen.« Mit dieser Erklärung war ich seinen Fragen von Beginn an schon aus dem Weg gegangen.

Der Mann schluckte. Dabei hüpfte sein Adamsapfel auf und nieder. Blasse Gesichter schauten über seine Schulter hinweg. In zahlreichen Augen las ich Neugierde und Furcht.

Der Mann drehte sich um. »Moment«, sagte er zu mir. Dann scheuchte er die Angestellten weg, kam in das Lager und schloß die Tür. »Müssen wir einem Arzt Bescheid sagen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin gerade noch rechtzeitig eingetroffen.«

»Haben Sie den Mann gesehen? Es war doch ein Mann – oder?«

Ich entschloß mich zu einer Notlüge. »Gesehen habe ich ihn schon, aber ich, kann ihn nicht identifizieren. Er trug eine Maske vor dem

Gesicht.« Mein Arm deutete in die Runde. »Ich habe sogar mit ihm gekämpft, aber es ist mir nicht gelungen, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen. Tut mir leid, daß ich Ihnen so wenig helfen kann.«

»Ich bin Heinz Krämer, der stellvertretende Direktor des Hotels. Sie haben uns schon sehr geholfen, Herr…«

»Sinclair. John Sinclair.«

»Engländer?«

»Ja.«

»Dafür sprechen Sie sehr gut deutsch. Ohne Sie wäre Carla vielleicht verloren gewesen. Wenn Sie mir unter Umständen einen Gefallen tun könnten…«

Ich winkte lächelnd ab. »Keine Angst, Herr Krämer, ich werde nichts verlauten lassen. Was geschehen ist, bleibt unter uns. Und ich hoffe, daß Ihre Angestellten auch dichthalten.«

»Dafür werde ich sorgen.«

Ich drückte nur die Daumen, daß Carla sich nicht verplapperte. Dann war eine Panik nicht auszuschließen.

Ich streckte dem Mädchen meinen Arm entgegen und half ihm hoch. Carla war ein zartes blondhaariges Geschöpf mit einem schmalen Gesicht und verweinten Augen. Sie schaute mich an, und ein Schatten flog über ihr Antlitz.

»Die… die Ameise«, flüsterte sie. »Wo – wo ist sie…?«

Ich biß mir auf die Lippen.

»Was sagt sie?« fragte Herr Krämer.

Ich legte meine Hand auf Carlas Schulter. »Nichts. Der Schock, wissen Sie…«

Doch Carla redete weiter. »Sie war so groß. Wie ein Mensch.«

Herr Krämer wurde doch aufmerksam. »Wer war so groß wie ein Mensch?«

»Die – die Ameise.«

Der stellvertretende Hotelmanager begann zu lachen. »Jetzt fantasieren Sie aber, meine Liebe. Es gibt keine menschengroßen Ameisen.« Er schaute mich an. »Das wird wohl der Schock sein.«

»Natürlich.«

»Dann können wir jetzt gehen«, sagte Krämer. »Das Haus wird es irgendwie wieder gutmachen, Mister… äh… Herr Sinclair.«

»Keine Ursache.«

Herr Krämer öffnete die Tür und ging mit Carla nach draußen. Ich folgte langsamer. Meine Blicke schweiften über den Hof, doch nirgendwo konnte ich die Ameise sehen. Außerdem reichte die Beleuchtung nicht aus, um irgendwelche Spuren zu entdecken.

Ich ging um das Hotel herum, um an den Vordereingang zu gelangen. Halogenlampen warfen ihren gleißenden Lichtschein auf die Fläche vor dem Hotel. Sie rissen auch den Schnee aus der Dunkelheit.

Hier suchte ich ebenfalls nach Spuren, entdeckte jedoch keine.
Ich erschrak bis ins Mark, als mir jemand auf die Schulter klopfte. Hastig drehte ich mich um.
Suko stand vor mir. »Wo treibst du dich denn herum?« war seine erste Frage. Dann schaute er mich richtig an, sah mein Gesicht und fragte sofort: »Ist etwas passiert?«
»Ja.«
»Und?«
Mir war kalt. »Laß uns drinnen weiterreden.«
»Okay. Sheila und Bill warten bereits im Speiseraum.«
»Sie können ruhig alles wissen.«
Seite an Seite betraten wir das Hotel. Die Wärme tat gut, denn die kurze Zeit draußen hatte bereits ausgereicht, um meine Hände eiskalt werden zu lassen.
Der stellvertretende Direktor stand an der Rezeption. Als er mich sah, nickte er mir beruhigend zu. Suko war diese Geste nicht entgangen.
»Du kennst ihn?«
»Ja. Es hängt mit dem zusammen, was ich erlebt habe.« Ich legte meinem chinesischen Partner die Hand auf die Schulter und dirigierte ihn nach rechts auf die Tür des Speisesaals zu.
Ein Page zog sie dienstbeflissen auf.
Wir betraten den Raum. Ober wieselten mit gefüllten Tabletts umher. Weiße Decken lagen auf den Tischen. Blumengestecke dienten als Dekoration. Jeweils vier Tische waren zu einer kleinen Gruppe zusammengefaßt. Als »Grenzen« dienten Blumenbänke. An der Decke hing ein Kristalleuchter. Wandlampen spendeten zusätzlich Licht. Ich kam mir in meinem schmutzigen Anzug ziemlich deplaziert vor, war aber bisher noch nicht aufgefallen.
Suko deutete mit der Hand nach vorn. »Dahinten sitzen wir. Direkt am Fenster.«
Wir steuerten den Tisch an. Sheila warf mir einen bitterbösen Blick zu.
Bills Blick war eher fragend.
Sheila merkte auch, daß ich meinen Anzug beschmutzt hatte. »Was hast du denn gemacht?«
Wir nahmen Platz.
Ich schaute auf die Menükarte und bestellte als Vorspeise Forellenfilet. Sheila und Bill hatten diese Mahlzeit schon hinter sich. Ich schaute auf die blondhaarige Sheila, die in ihrem weitfallenden beigen Kleid fantastisch aussah. »Ich habe mich nicht ohne Grund verspätet«, entschuldigte ich mich. »Es ist etwas passiert.«
Mein Filet kam. Während ich aß, erzählte ich mit leiser Stimme, was mir widerfahren war.
Bills Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an. Sheila wurde

blaß.

Nur Suko blieb gelassen. Sein Blick glitt aus dem Fenster. Er aß keine Vorspeise.

»Das ist doch nicht möglich«, flüsterte Sheila, als ich mit meiner Erzählung am Ende war.

»Doch.«

Bill tupfte sich mit einer Serviette die Lippen ab. »Wenn John das sagt, glaube ich es.« Er räusperte sich. »Und du hast nicht gesehen, wo diese Ameise hingelaufen ist?«

»Nein.«

»Sie hält sich demnach in der näheren Umgebung versteckt«, mischte sich Suko in das Gespräch.

»Möglich.«

Sheila ballte die Hände zu Fäusten. »Dann… dann müssen wir damit rechnen, daß die Ameise das Hotel angreift.«

»Und sogar noch mehr«, sagte Bill. »Vielleicht ist sie nicht allein. Wer will denn wissen, ob es nicht zwei, drei oder fünf dieser Exemplare gibt.«

Ich gab meinem Freund recht.

»Hoffentlich läßt sich die Sache geheimhalten«, sagte Suko leise. »Wenn dieses Mädchen redet…«

»Keiner wird ihr glauben.« Bill schüttelte den Kopf.

»Es sei denn, die Ameise taucht woanders auf und wird gesehen«, warf ich ein.

Sheila fing den Ball auf. »Zum Beispiel in Grindelwald.«

Wir schauten uns an und wußten, der Urlaub war im Eimer.

***

In rasender Schußfahrt jagte Roger Calf dem Grand Hotel Alpina entgegen. Zu beiden Seiten wirbelte der Schnee hoch. Er fuhr eine Strecke, die er noch nie benutzt hatte.

Es war die kürzeste, aber auch gefährlichste.

Eisbuckel konnten zu tödlichen Fallen werden. Gletscherspalten lauerten, oft nur abgedeckt durch eine dünne Schicht aus Pulverschnee. Aber Roger nahm jedes Risiko auf sich.

Seine Gedanken wirbelten. Er wußte nicht genau, wie er vorgehen wollte, aber er mußte die anderen Menschen warnen.

Hoffentlich glaubten sie ihm.

Doch das war die große Frage.

In einer rasanten Slalomfahrt änderte der junge Mann die Richtung. Er mußte einem gefährlichen Eisfeld ausweichen, schaffte es auch, rauschte mit hoher Geschwindigkeit schräg einen Höhenrücken entlang und sah dann die Lichter des Hotels in der Dunkelheit schimmern.

Weit unten im Tal lag Grindelwald. Dort bereitete man sich auf die Silvesterfeier vor, und kein Gast ahnte, welch eine Gefahr im Dunkel der Nacht lauerte.

Ein paarmal hatte Roger Calf mit dem Gedanken gespielt, die Polizei zu verständigen, doch jedesmal entschied er sich anders. Die Polizisten würden ihm nicht glauben. Im Gegenteil, sie würden ihn auslachen. Er hatte sich einen Plan zurechtgelegt, wollte Colette sprechen und sie davon überzeugen, daß es besser war, wenn sie gemeinsam die Flucht ergriffen. Colette sollte ihre Sachen packen und dann nichts wie weg. Er konnte die Polizei auch von außerhalb verständigen.

Hoffentlich glaubte Colette ihm. Sonst mußte er eben zu anderen Mitteln greifen. Auf jeden Fall wollte er Colette mitnehmen und sie nicht im Hotel einer Gefahr aussetzen.

Roger Calf fuhr schräg über die Piste, die direkt zur Hinterseite des Hotels führte. Der Schnee war dort glatt und an einigen Stellen verharscht. Mit hoher Geschwindigkeit rauschte Roger seinem Ziel entgegen und führt direkt in den Hinterhof hinein. Dort stoppte er seinen rasanten Abfahrtslauf.

Colette wohnte in dem Anbau. Hastig schnallte der junge Mann seine Skier ab. Er drückte sich durch die schmale Tür und betrat den mit Linoleum auslegten Korridor, von dem rechts und links die Zimmer für das Personal abzweigten. Das Licht der herabhängenden Kugellampen spiegelte sich auf dem Boden.

Ein Zimmermädchen kam Roger entgegen. Sie kannten sich. Das Mädchen blieb stehen, als sie den jungen Mann sah.

»Hast du schon gehört?«

Etwas an ihrem Gesicht veranlaßte Roger stehenzubleiben. Er hatte plötzlich ein unruhiges Gefühl. »Was ist los?«

»Carla ist überfallen worden.«

Roger runzelte die Stirn. »Carla?«

»Ja, die kleine Blonde, die erst ein paar Wochen bei uns ist. Eine stille Person.«

Roger Calf schlug sich gegen die Stirn. »Natürlich, jetzt erinnere ich mich. Wer hat sie überfallen? Und wo?«

»Im Vorratslager. Muß irgend so ein scharfer Kerl gewesen sein.« Das Zimmermädchen verzog den Mund. »Wahrscheinlich einer von den Gästen. Du schaust ja nie jemand hinter die Stirn.«

»Und? Was hat Carla getan? Hat sie den Kerl erkannt? Ist ihr was passiert?«

»Nein, ein Fremder ist hinzugekommen und hat sie gerettet. Der hat sogar mit dem Typ gekämpft. Der andere ist aber entkommen. Weißt du, was Carla gesagt hat? Eine Ameise hätte sie überfallen. Ich glaube, die spinnt. Stell dir mal vor, eine Ameise. Riesengroß soll sie gewesen sein.«

Roger Calf wankte zurück.
»Was ist mit dir?«
Calf wischte sich über die Stirn. »Nichts, gar nichts.«
Das Zimmermädchen lachte unecht. »Eine Ameise. Die ist verrückt. Aber sie selbst hat es laut genug gerufen, als sie auf ihr Zimmer gebracht wurde.«
Roger drückte sich an dem Zimmermädchen vorbei. »Ist Colette in ihrem Zimmer?«
»Bestimmt. Ihr Dienst fängt ja erst gleich an.«
Roger ging bis zum Ende des Flurs. Hinter der letzten Tür auf der rechten Seite lag Colettes Zimmer.
Roger klopfte an.
»Wer ist da?«
»Ich bin's Roger. Mach auf, Colette.«
Ein überraschter Ausruf war die Antwort. Colette wunderte sich, denn sie vermutete ihren Freund oben auf der Hütte. Sie zog die Tür einen Spalt auf, und Roger schlüpfte in den spärlich möblierten Raum.
Colette trug nur einen BH und dazu den winzigen Slip. Beides aus schwarzer Spitze. Normalerweise hätte Roger jetzt etwas anderes zu tun gehabt, als mit seiner Freundin nur zu reden, doch nach Lage der Dinge sagte er nur: »Pack deine Koffer. Sofort.«
Colette setzte sich erst einmal. »Bist du verrückt?«
»Nein, ich war noch nie so klar wie in diesem Augenblick.«
»Aber warum soll ich dann meine Sachen packen?«
»Weil ich es will.«
»Du spinnst.«
Mit zwei Schritten war Roger bei ihr und faßte sie an beiden Schultern. Er schüttelte sie durch. »Du mußt packen, Colette. Glaub mir. Wir müssen hier weg.«
Sie schüttelte den Kopf. »Laß mich los, du Scheusal. Du tust mir weh, zum Teufel.«
»Ja!« rief Roger, »bald wird der Teufel los sein, wenn du nicht hörst.« Er warf ihr ein paar Kleider zu, die er aus dem offenstehenden Schrank holte. »Pack alles in einen Koffer. Wir müssen fliehen.«
»Aber warum?«
Roger Calf atmete tief ein. Er entschloß sich, Colette einen Teil der Wahrheit zu sagen. »Peter Egli ist tot.«
»Nein!« Colette schrie auf und preßte ihren rechten Handballen gegen die Lippen. »Das… das stimmt nicht.«
»Doch.«
»Aber wie ist das geschehen?« Colette weinte plötzlich. Sie hatte Peter Egli gut gekannt. »War es ein Unfall?«
»So ähnlich. Und wenn wir uns nicht beeilen, dann geschieht mit uns das gleiche. Wir sind unseres Lebens nicht mehr sicher, Colette.

Begreif das endlich.«
»Ja, ja. Aber ich…«
»Kein Aber, pack jetzt!«
Colette atmete tief durch. Sie schaute ihren Freund dabei an. »Roger, ich kann doch nicht so ohne weiteres von hier fortlaufen. Ich muß wenigstens Bescheid geben, daß ich weggehe.«
»Nichts wirst du.« Roger Calf war schon dabei, einen Koffer vom Schrank zu holen. »Wir verschwinden.«
»Dann sag mir den Grund!« verlangte Colette.
Roger stützte seine flache Hand auf den Tisch. »Es geht um Leben und Tod, Colette. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Und du mußt mir glauben, das verlange ich von dir. Alles andere ist unwichtig, Colette. Laß uns verschwinden!«
»Peter ist also tot.«
»Das habe ich schon gesagt.«
»Und wie ist er ums Leben gekommen?«
»Er… er ist verunglückt.«
»Deshalb machst du mir eine Szene. Redest hier von Leben und Tod.«
Roger Calf verdrehte die Augen. Colette hatte einen Dickkopf. Und ihm blieb nichts anderes übrig, als ihr die Wahrheit zu sagen. »Okay, Colette, dann hör zu. Was ich dir jetzt sage, bleibt unter uns. Zu keinem Menschen ein Wort, verstanden?«
Colette nickte.
»Also: Peter Egli ist verunglückt, das habe ich gesagt.« Colette wollte etwas einwerfen, doch Roger winkte ab. »Laß mich weiterreden. Man kann es als Unglück bezeichnen. Andere würden es Mord nennen.«
Colettes Augen wurden, groß, und ihre vollen Lippen begannen zu zittern.
Der junge Mann sprach weiter. »Ich habe Peter oben in der Hütte gefunden. Frag mich nicht danach, wie er aussah. Ich kann nur eins betonen: schrecklich! Ich dachte erst an einen Mörder, aber dann fiel mir ein, daß Tiere…«
»Bitte, rede nicht weiter!« flüsterte Colette erstickt. Eine Gänsehaut rann über ihren Körper.
Roger Calf legte schützend einen Arm um ihre Schulter. »Ich hatte mich noch nicht von meinem Schreck, erholt und wollte schon ins Tal fahren, als ich sie sah.«
»Die Mörder?«
»Ja, die Mörder. Und es waren – Ameisen!«
Colette starrte ihren Freund an. Sie sagte nichts. Aber in ihren Augen spiegelte sich furchtbare Angst. »Carla, sie hat…«
Roger nickte. »Richtig. Sie hat nicht gelogen. Auch ich habe die Ameisen gesehen. Sie waren groß wie Menschen. Grausame Geschöpfe. Sie wollten mich töten. Es kam zu einem Kampf. Vielmehr,

ich versuchte zu fliehen, aber frage mich nicht, wie ich es geschafft habe. Die nackte Panik hat mich vorangepeitscht. Jetzt bin ich hier, Colette. Und ich will weg. Mit dir. Kannst du das nicht verstehen?«

»Doch, Roger, doch.« Colette hatte die Hände gefaltet. Ihr Blick ging ins Leere. Sie schluckte. »Dieser – dieser Mann, der Carla gerettet hat, sprach aber von einem Verbrecher.«

»Dann hatte er gelogen.«

»Und warum?«

»Was weiß ich?«

»Wir müßten die Hoteldirektion verständigen«, sagte Colette. »Wer weiß, was hier gespielt wird.«

»Nein, ich will nur weg, Colette. Wir fahren nach Interlaken und rufen von dort aus die Polizei an. Ich will hier nicht mehr länger bleiben. Wenn du diese Bestien gesehen hättest, dann könntest du mich verdammt gut verstehen. Sie hatten glühende Augen. Beine fast so groß wie ein Mensch. Dazu kam der gewaltige Oberkörper…«

»Hör auf, Roger.« Colette stand auf und schüttelte sich. Sie streifte ein Unterhemd über und zog sich einen warmen Pullover an. Dann stieg sie in ihre lange gefütterte Hose. Sie warf auch noch einige Kleidungsstücke in den Koffer, schloß ab und packte das Gepäckstück. »Meinetwegen können wir.«

Roger zog die Tür auf und schaute hinaus. Der Gang war leer. Das beruhigte den jungen Mann.

Sie schlichen zur Hintertür. Als Roger sie aufzog, fragte Colette: »Und du hast dich wirklich nicht getäuscht? Du hast tatsächlich die Ameisen gesehen?«

»Ja. Wenn ich dir doch sage…« Roger Calf verstummte.

Colette schrie auf. Wie Roger Calf hatte auch sie die Umrisse zweier Männer gesehen. Die beiden standen direkt vor ihnen.

***

Die von mir verletzte Ameise floh. Sie stapfte durch den Schnee, wollte den Ort ihrer Niederlage verlassen, um sich mit ihren beiden Brüdern zu treffen. Der Ausflug zum Hotel hatte nichts eingebracht. Ein Fremder war aufgetaucht. Ein Mann, der sich nicht fürchtete. Mit dem sicheren Instinkt eines Tieres merkte die Ameise, daß dieser Mann mit den blonden Haaren ein gefährlicher Gegner war, der sich nicht so leicht einschüchtern ließ. Und das wollte sie ihren beiden Artgenossen mitteilen.

Sie warteten in einer Gletscherhöhle. Die war nicht allzuweit von der Berghütte entfernt. Ungefähr auf halbem Weg zwischen der Hütte und dem Campingplatz.

Wenn die Ameise daran dachte, vergaß sie ihre Schmerzen. Dieser Platz lag ideal für einen Überfall. Und die Menschen dort sollten den

nächsten Morgen nicht erleben.
Immer weiter schleppte sich das Riesentier durch den Schnee. Die roten Augen rollten. Sie nahmen nicht nur die optischen Eindrücke auf, sondern waren auch Antennen, um telepathische Botschaften zu empfangen.
Das Rieseninsekt schickte einen Hilferuf aus.
Und er wurde gehört.
Die beiden anderen Artgenossen, die in der Höhle warteten, machten sich auf den Weg zu der Ameise. Schnell, denn sie wußten, daß sie verletzt war.
Sie trafen sich etwa auf halber Strecke. Und nun zeigte es sich, daß die Riesentiere zusammenhielten. Sie nahmen ihren verwundeten Artgenossen auf den Rücken und transportierten ihn so weiter.
Ihr Ziel war der Campingplatz!

***

Wir tranken noch jeder einen Orangensaft, denn Alkohol war das Verkehrteste überhaupt in dieser Situation.
Sheila drängte darauf, die Gäste zu warnen.
Ich schüttelte den Kopf. »Man wird dir nicht glauben.«
»Aber der stellvertretende Direktor weiß doch Bescheid.«
»Nein, Sheila. Ihm ist nur bekannt, daß dieses Mädchen Carla überfallen wurde. An die Ameise hat er nicht geglaubt.«
»Dann findet die Nachtwanderung also doch statt?«
»Ja.«
Bill lehnte sich zurück. »Mein Gott, wenn ich daran denke, daß in der Dunkelheit diese Bestien lauern und darauf warten, Menschen zu überfallen, wird mir ganz anders.«
»Das müssen wir eben verhindern«, sagte ich.
»Und wie?«
»Ob eine Silberkugel den Panzer durchschlägt, ist fraglich«, meinte Suko. »So wie du erzählt hast, ist das Ding hart wie Beton.«
»Vielleicht müßte man die Augen treffen«, vermutete Sheila.
»Möglich«, sagte ich. »Aber erst einmal müssen wir die Bestien finden. Ich werde mit dieser Carla reden. Sie hat sich sicherlich beruhigt, und vielleicht ist ihr noch etwas eingefallen, was für uns wichtig sein könnte.«
»Dann komme ich mit«, sagte Suko.
Ich hatte nichts dagegen. Bill wollte mit Sheila in das Zimmer gehen und sich schon umziehen.
Sheila und Bill nahmen den Aufzug, während Suko und ich aus dem Vordereingang traten und um das Hotel herumgingen. Wieder stampften wir durch den Schnee. An der Rückseite war nicht geräumt worden.

Suko hielt mich an der Schulter zurück. »Weißt du überhaupt, wo diese Carla ihr Zimmer hat?«

»Nein.« Ich zeigte auf den Anbau. »Da können wir ja fragen.«

»Okay.« Bevor wir das Haus betraten, stampften wir uns den Schnee von den Schuhen.

Plötzlich spitzten wir beide die Ohren. Jenseits der Tür fragte eine Frauenstimme: »Du hast tatsächlich die Ameisen gesehen?«

Eine Männerstimme antwortete: »Wenn ich es dir doch sage…« Da wurde die Tür aufgerissen.

Wir standen dicht davor.

Die Frau stieß einen spitzen Schrei aus. Sie trug einen Koffer an der Hand und wankte jetzt zurück, als sie uns entdeckte.

Auch der Mann zuckte zusammen. Er fing sich aber schneller. »Was wollen Sie hier?« herrschte er uns an.

»Wir möchten gern mit Fräulein Carla reden«, erwiderte ich.

»WOZU?«

Ich lächelte etwas mokant. »Vielleicht können wir uns mit ihr über die Ameisen unterhalten.«

Unwillkürlich zog der junge Mann den Kopf ein. Ich hatte mit einer Antwort bei ihm wohl einen wunden Punkt getroffen. Scharf sog er die Luft ein.

»Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?«

»Das müßten Sie doch am besten wissen. Zufällig habe ich gehört, wie Sie diese Ameisen erwähnten.«

Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. »Sind Sie etwa der Mann, der Carla…?«

»Ja. Und ich wollte eigentlich mit dem Mädchen reden, habe aber gemerkt, daß auch Sie über das Thema Bescheid wissen. Ist es nicht besser, wenn wir uns drinnen unterhalten?«

Der Mann zögerte.

Dafür meldete sich das Mädchen. »Laß uns doch auf mein Zimmer gehen, Roger.«

Der junge Mann erklärte sich einverstanden. Er und das Mädchen fanden auf dem Bett Platz. Ich setzte mich auf einen Stuhl, und Suko blieb mit vor der Brust verschränkten Armen an der Wand stehen.

Wir machten uns miteinander bekannt.

»Sie sind Engländer?« fragte Roger Calf.

»Und als Urlaubsgast hier«, ergänzte ich. Dann kam ich zum Thema. »Wie war das nun mit der Ameise? Erzählen Sie!«

Roger Calf schaute mich nachdenklich an. »Gut«, sagte er nach einer Weile. Und mit einem Seitenblick auf Colette, die ihm zunickte, ergänzte er, »ich vertraue Ihnen.«

Dann berichtete er. Ich war schockiert, als ich hörte, daß die Riesenameise bereits ihr erstes Opfer gefunden hatte. Als er geendet

hatte, legte ich meine Karten auf den Tisch.

Roger Calf und seine Freundin staunten. »Dann haben Sie auch mit der Ameise gekämpft und nicht mit einen Einbrecher?«

»Genau, aber die Wahrheit konnte ich ja wohl schlecht sagen.«

»Das war wirklich nicht drin.«

Egal, was geschieht. Immer gibt es ein Motiv. Auch hinter dem Auftauchen der Ameisen mußte ein Motiv stecken. Und danach fragte ich den jungen Mann.

»Sie sind doch schon lange hier und müßten eigentlich besser Bescheid wissen. Gab es irgendein rätselhaftes Ereignis, wodurch die Ameisen auf diese Welt gekommen sind. Denn meiner Meinung nach sind es Geschöpfe aus einer anderen Dimension.«

Roger Calf starrte mich verwundert an. Auch in den Blicken seiner Freundin las ich eine gewisse Skepsis. Ich gab jedoch keine näheren Erläuterungen, sondern wartete auf eine Antwort.

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Ich glaube kaum, daß ich Ihnen da helfen kann.«

»Überlegen Sie genau«, sagte ich.

Suko stellte eine Frage. »Ist Ihnen nichts aufgefallen, Fräulein Colette?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

Wir standen vor einem Rätsel. Für mich jedoch war klar, daß das Auftauchen der Ameisen einen Grund hatte.

Nur – wo sollten wir ihn suchen. Die Erfahrung spielte bei meinen weiteren Überlegungen mit. Wenn die Riesenameisen tatsächlich aus einer anderen Dimension kamen, dann mußte irgendwo ein Tor geöffnet worden sein, durch das sie unsere Welt betraten. Es gab überall solche Tore. Manche waren gut versteckt. Andere wiederum waren völlig normal. Zum Beispiel konnte ein einfacher Spiegel als transzendentales Tor dienen. Oder ein Fenster. Meiner Meinung nach mußte es in der unmittelbaren Umgebung ein solches Tor geben.

Aber wo sollten wir anfangen zu suchen?

Roger Calf hatte sein Kinn auf beide Hände gestützt. Angestrengt dachte er nach. Ich ließ ihn in Ruhe. Zwei Minuten vergingen schweigend. Dann holte der junge Mann tief Luft und schaute mir ins Gesicht. Die Hand seiner Freundin legte sich auf die seine. Ein Zeichen, daß beide Menschen zusammenhalten wollten.

Ich lächelte. »Haben Sie sich an etwas erinnert?«

»Wahrscheinlich.«

»Dann raus mit der Sprache. Wir sind hier unter uns. Alles, was gesprochen wird, bleibt in diesem Raum. Und ich will Ihnen noch etwas verraten. Von Beruf bin ich Polizeibeamter. Ich arbeite für Scotland Yard und bin schon allein durch meinen Diensteid dazu verpflichtet, Stillschweigen zu bewahren.«

Er hob die Schultern. »Eigentlich ist es Unsinn, aber da Sie selbst sagen, daß man alle Möglichkeiten ausschöpfen soll, so denke ich da an den alten Santini.«

»Den Spinner?« rief das Mädchen.

»Wer ist Santini?« hakte ich nach.

»Ein komischer Kauz. Er hat früher unten im Ort gewohnt. Bei den Einheimischen galt er als verschroben. Er hat immer wieder von bösen Geistern und Dämonen geredet und behauptete, daß sie eines Tages zuschlagen würden, und daß man sich mit ihnen in Verbindung setzen könnte. Man müßte nur die richtigen Mittel und Wege kennen.«

»Hat Santini es geschafft?« forschte ich.

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, daß er den anderen auf den Wecker fiel und sie ihn aus dem Dorf gejagt haben. Er hat sich dann in eine alte Berghütte verkrochen, diese ausgebaut und zu einer kleinen Wohnung gestaltet. Ich war einmal bei ihm.«

»Glauben Sie, daß Santini für diese Plage verantwortlich ist?« fragte ich.

»Vorstellen kann ich es mir«, gab der junge Mann zurück. »Schließlich haben sie ihn aus dem Dorf geworfen. Die Einheimischen haben ihm übel mitgespielt. Er hat sie auch verflucht. Auch als ich oben bei ihm war, hatte er fast nur von seiner Rache gesprochen.«

Ich schaute Suko an. »Wir sollten dieser Spur einmal nachgehen«, schlug ich vor.

»Nichts dagegen«, erwiderte mein Freund.

Ich wandte mich an Roger Calf. »Ist es von hier aus weit bis zu der Hütte?«

»Ja, ziemlich.«

»Trotzdem muß ich es versuchen.«

Suko war dagegen. »Denk an die Wanderung, John. Wir sollten beide in der Nähe bleiben.«

Da hatte mein Freund auch wieder recht.

Roger Calf bot sich an, allein zur Hütte hochzufahren. »Ich werde mit ihm reden«, sagte er. »Er kennt mich und hat zu mir etwas Vertrauen gefaßt.«

»Und es macht Ihnen nichts aus?« fragte ich.

»Nein. Sollte ich unterwegs den Ameisen begegnen, so bin ich auf Skiern immer schneller als sie.«

»Das will ich hoffen«, flüsterte Colette.

***

Ein Campingplatz im Sommer sieht natürlich anders aus als der gleiche im Winter.

Wo bei Sonnenschein Jubel und Trubel herrscht, ist es im Winter still. Nur die Rauchfahnen aus den kleinen Schornsteinen zeigten an,

daß die Wohnwagen bewohnt waren. Am Eingang des Platzes stand ein Weihnachtsbaum. Der Schnee, der auf der schmalen Straße lag, war zu einer Decke festgefahren worden. Die Camper hatten ihre einzelnen Parzellen erst freischaufeln müssen. Hohe Schneewälle bildeten jetzt die Grenzen.

Zum Norden und Westen hin bot der Wald dem Campingplatz etwas Schutz. Wer jetzt noch campte, war wirklich ein Enthusiast und Supercamper. Oder jemand, der die hohen Preise in den Hotels nicht bezahlen konnte und trotzdem die Landschaft genießen wollte.

Acht Wagen standen auf dem Platz. Hätten sie nicht dicht beieinandergestanden, wären sie kaum aufgefallen. Der Mann, der für diesen Platz verantwortlich war, hieß Willi Spengler.

Und er war sauer.

Nur weil acht miese Wohnwagen auf dem Platz standen, mußte auch er in seiner Bude sitzenbleiben und die Aufsicht halten. Am liebsten hätte er alles zu Kleinholz gehackt, so sehr war er in Stimmung.

Aber Dienst ist Dienst.

Seine Frau hatte ihm selbstgebrannten Schnaps mitgegeben. Das Zeug war ein regelrechter Rachenputzer, aber es wärmte. Bei jedem Schluck hatte Willi Spengler das Gefühl, seine Zehennägel würden wachsen.

Der Raum, in dem er saß, war nur halb so groß wie das Büro. Dementsprechend klein war auch das Fenster. Wenn er durch die Scheibe schaute, konnte er einen Teil des Weges überblicken, der vom Dorf her zum Platz führte.

Camper würden jetzt nicht mehr kommen. Die letzten waren am Morgen eingetrudelt.

Willi Spengler nahm wieder einen Schluck aus der Flasche. Er hatte sie schon zur Hälfte geleert und spürte bereits die Wirkung. Aber das war ihm egal! Falls er um Mitternacht betrunken war, sollten ihn die anderen mal im Mondschein besuchen.

Wenn er den Kopf etwas nach links drehte, sah er die Wohnwagen. Sie standen in Reih und Glied dicht nebeneinander. Einer hatte sogar sein Vorzelt aufgebaut. Der Knabe würde sich wer weiß was abfrieren.

Und genau aus diesem Vorzelt trat ein Mann. Dick vermummt und die Hände in den Taschen vergraben, schritt er quer über den Platz, erreichte den Lichtschein einer Bogenlampe und steuerte direkt auf das Haus des Verwalters zu.

Willi Spengler kratzte sich am Ohr. »Der Typ soll mich in Ruhe lassen, zum Teufel.«

Er ließ ihn nicht in Ruhe, sondern klingelte. Mürrisch öffnete Willi Spengler.

»Guten Abend!« schnarrte der Neuankömmling. »Ich wollte fragen, ob Sie vielleicht Pflaster haben. Meine Frau hat sich in den Finger

geschnitten.«
Willi Spengler stand auf. »Wieviel?«
Der Mann, von dem Willi Spengler wußte, daß er Kapahnke hieß und aus Berlin stammte, hob die Schultern. Er fuhr mit Daumen und Zeigefinger seinen grauen Oberlippenbart nach und meinte: »Geben Sie mir mal eine ganze Rolle. So ungeschickt wie meine Alte ist, schneidet die sich bestimmt noch mehr ab.«
Er lachte über seinen eigenen Witz. Spengler verzog nicht einmal das Gesicht. Aus dem Wandschrank holte er das Gewünschte.
»Wieviel macht das?«
»Ich setze es auf die Rechnung.«
»Aber ohne Trinkgeld.« Kapahnke lachte wieder.
»Arschloch«, murmelte Spengler, allerdings so leise, daß Kapahnke es nicht hörte.
»Ja, dann gehe ich wieder«, sagte der Deutsche. »Und falls wir uns nicht mehr sehen sollten, rutschen Sie gut rein. Und geben Sie acht, daß Sie nicht daneben rutschen.« Wieder lachte er dumm, ging zur Tür und verschwand.
»Solche Gäste wünsche ich nicht mal meiner Schwiegermutter«, brummte Willi Spengler. Er setzte sich wieder hin und schaute dem Deutschen nach, der zu seinem Wohnwagen mit dem Vorzelt ging. Die Alkoholfahne des Mannes hing wie ein unsichtbares Tuch im Raum. Aber Spengler roch sie nicht, er war selbst nicht mehr ganz nüchtern.
Auf den Schreck mußte er sich erst einmal einen Schluck genehmigen. Willi Spengler trank direkt aus der Flasche. Er schluckte, schloß die Augen, genoß, setzte die Flasche wieder ab, öffnete seine Augen – und dachte, ihn hätte ein Pferd getreten.
Er stierte durch die Scheibe und wollte nicht glauben, was er sah. Aber so betrunken, daß er Halluzinationen hatte, war er noch nicht.
»Das… das gibt’s doch nicht«, ächzte er.
Kapahnke, der Berliner, hatte das Haus verlassen und befand sich auf dem Weg zu seinem Wohnwagen. Plötzlich tauchte links von ihm – aus dem Wald – ein Monster auf.
Eine Riesenameise.
Fast leichtfüßig lief sie über den plattgewalzten Schnee. Sie mußte ziemlich dicht am Fenster vorbei. Willi Spengler sah die rotglühenden Augen und die beiden tödlichen Scherenbacken, die weit aufgeklappt waren.
Noch hatte Kapahnke nichts bemerkt.
Spengler wollte das Fenster aufreißen, um den Deutschen zu warnen, doch der verdammte Riegel klemmte.
Er mußte eingefroren sein. Und so war das Unglück nicht mehr aufzuhalten.
Kapahnke konnte nicht mehr gewarnt werden. Als er bemerkte, daß

die Gefahr hinter ihm lauerte und er die Geräusche hörte, kreiselte er herum.

Im gleichen Augenblick stießen die beiden vorderen Beine der Ameise nach unten.

Kapahnke brüllte auf. Er riß noch die Arme vor sein Gesicht, um sich zu schützen, doch diese Geste half ihm auch nichts mehr. Die Beine der Horrorameise wirkten wie Lanzen.

Sie töteten den Deutschen auf der Stelle. Der Schnee färbte sich rot, als Kapahnke zu Boden fiel.

Doch sein Schrei war gehört worden. Er hatte die anderen Camper alarmiert.

Plötzlich flogen an den verschiedenen Wohnwagen die Türen auf. Die Menschen stürzten ins Freie, schauten sich um und sahen das Rieseninsekt über den am Boden liegenden Mann stehen.

Markerschütternde Schreie hallten über den kleinen Campingplatz. Das Monster hob den Oberkörper. Die Augen fixierten die angsterfüllten Menschen.

Die Ameise witterte Beute und setzte sich in Bewegung.

Flucht! Nur dieser eine Gedanke beherrschte die Gäste vom Campingplatz. Weg aus dieser Hölle. Zum Glück waren keine Kinder da. Aber auch die Erwachsenen hatten es schwer. In der Eile konnten sie keine Skier mehr anschnallen. Sie mußten sich durch hohen Schnee kämpfen. Eine Frau versank am Waldrand in einer Schneewehe und wurde von ihren Mann im allerletzten Moment wieder herausgezogen, denn das verfluchte Untier war schon sehr nahe.

Blindlings stolperten die Menschen durch die Dunkelheit, getrieben von einer wahnsinnigen Angst und Furcht.

Auch Willi Spengler hielt es nicht mehr in seinem Büro. Er hatte die schreckliche Tat aus allernächster Nähe mit ansehen müssen. Auf keinen Fall wollte er noch länger dableiben.

Er riß noch seinen Fellmantel und die gefütterte Mütze vom Haken. Im Laufen streifte er den Mantel über. Die Mütze hatte er schon vorher aufgesetzt.

Hart riß er die Tür auf.

Mit einem gellenden Schrei fuhr er zurück.

Vor ihm stand die zweite Ameise. Er starrte genau in die beiden glühenden Augen, sah, daß sich die Schere öffnete, merkte, wie sein Herz plötzlich rasend schlug, bekam keine Luft mehr, röchelte verzweifelt und fiel schwer zu Boden.

Als er aufschlug, stand sein Herz still.

Willi Spengler war tot. Die Riesenameise hatte ihn indirekt umgebracht. Sie stieg über den Mann hinweg und zerstörte in einem rasenden Anfall die gesamte Einrichtung. Dann lief sie wieder nach

draußen und riß den Tannenbaum um.
Die elektrischen Lichter verlöschten.
Kurzschluß…
Auch im Haus wurde es finster. Es war, als würde die Dunkelheit ein großes Tuch über die Stätte der Verwüstung und des Grauens breiten…

***

Die Hütte des alten Santini lag ziemlich ungünstig. Abseits der Lifte und Wege. Im Sommer mußte man fast klettern, um die Hütte zu erreichen, im Winter kam man nur mit Skiern hoch.
Der Anstieg war recht schwierig. Nur durchtrainierte Sportler schafften ihn.
Der junge Roger Calf war Sportler. Und trotz der grauenhaften zurückliegenden Ereignisse, verlor er nicht die Nerven und ging bedächtig und überlegt vor.
Es war unmöglich, mit normalen Skiern hoch zur Hütte aufzusteigen. Deshalb besorgte sich Roger Calf Felle, die er unter die Bretter heftete. Es war ein alter Skifahrertrick. Man kam zwar nicht sehr schnell, aber dafür sicher voran. Der Fahrer rutschte auch nicht aus, weil die Felle sehr gut hafteten.
Roger Calf hatte seine Vorbereitungen innerhalb weniger Minuten getroffen. Mit den unter den Brettern befestigten Fellen stapfte er los. Er hatte sich den kürzesten Weg ausgesucht, es war aber auch der steilste.
Meter für Meter kämpfte er sich den steilen Hang hoch. Schon bald war er in Schweiß gebadet. Sein Atem stand als Wolke vor den Lippen. Der Wind kam von vorn. Er trieb den Schnee hoch, drehte ihn zu Spiralen, die den einsamen Wanderer wie groteske Gebilde umtanzten.
Roger Calf gab nicht auf. Er hatte das Gefühl, daß er in Santinis Hütte einen Teil der Lösung finden würde.
Gefährlich war dieser Alleingang ebenfalls. Santini galt als Eigenbrötler, als Spinner. Zu manchen Besuchern war er freundlich, mit anderen fing er Streit an. Noch vor einem halben Tag hätte Roger Calf über das, was er jetzt tat, gelacht. Wenn ihm einer erzählt hätte, daß es Ameisen groß wie Menschen gab, er hätte den anderen sicherlich für verrückt erklärt. Aber nun hatte er die Bestien gesehen. Und sie waren gefährlich. Sie griffen Menschen an und hatten seinen besten Freund getötet.
Deshalb wollte Roger Calf dem Santini einige Fragen stellen. Bis heute hatte er den Alten immer noch in Schutz genommen, aber nun wollte er mit ihm ein paar ernste Worte reden.
Mit diesen Gedanken beschäftigte er sich während des Aufstiegs. Je

mehr er sich der Hütte näherte, um so wütender wurde er. Er spürte die Kälte nicht, die in der Höhe noch beißender und bissiger wurde. Er stapfte weiter, manchmal schräg zum Hang. Er war wirklich froh, daß er die Felle unter die Bretter gespannt hatte.

Blaugrau glitzerte die Oberfläche des Schnees in der Dunkelheit. An überhängenden Felsgraten hingen meterlange, dicke Eiszapfen.

Der Wind wurde heftiger. Roger Calf hatte sich einen Schal vor den Mund gebunden. Er blieb stehen und schaute sich ein wenig um.

Roger suchte die Hütte.

Aber der alte Santini hatte kein Licht angezündet. Er hielt sich immer verborgen und kam eigentlich nur in der Nacht aus seiner Hütte. Wenn sich tagsüber Touristen verliefen, jagte er sie rasch wieder fort.

Roger wollte sich nicht fortjagen lassen. Wenn der Alte Schwierigkeiten machte, gab es Zunder.

Roger mußte die Richtung ein wenig ändern, weil er zu weit von der Hütte abgekommen war. Er schritt unter einer überhängenden Felswand weiter, erreichte ein langgestrecktes Geröllfeld und sah als dunkle Umrisse schneebeladene Tannen.

Roger Calf kam jetzt schneller voran. Auf den letzten Metern steigerte er seine Geschwindigkeit noch und erreichte dann die Hütte, die neben ein paar Latschenkiefern stand.

Von seinem Standort aus konnte er in das Tal schauen. Weit unten lag Grindelwald. In westlicher Richtung Grindelwald First, mit seiner Seilbahnstation und den herrlichen Skiabfahrtshängen. Es ging auf zwanzig Uhr zu, und Roger wußte, daß schon die großen Silvesterwanderungen begannen.

Er machte eine Kehrtwendung und schnallte seine Bretter ab. Die letzten Meter wollte er zu Fuß laufen. Roger stapfte durch den Schnee. Es war herrlicher Pulverschnee. Dick lag er auf den Tannenzweigen. Der Wind strich darüber hinweg, löste Flocken und wirbelte sie dem einsamen Wanderer entgegen.

Er schlug einen Bogen und näherte sich der Hütte von der Rückseite. Sie war aus Holz gebaut. Dicht übereinander lagen die einzelnen Stämme. Der alte Santini hatte den Bau selbst fertiggestellt. Aber die Unterkunft war windschief und längst nicht so abgedichtet wie die Hütten der Bergwacht.

Mit der Schulter berührte Roger Calf einen Tannenzweig. Die Schneelast geriet ins Rutschen und stäubte dicht neben dem jungen Mann zu Boden.

Geduckt stapfte er weiter. Dann hatte er die Rückseite der Hütte erreicht. Seine Bretter hielt Roger jetzt in der linken Hand. Er lehnte sie dicht neben dem schmalen rückwärtigen Fenster an die Wand und versuchte, durch die vereiste Scheibe zu peilen. Vergeblich.

Roger sah auch keinen Lichtschein und entdeckte nichts, was darauf

hindeutete, daß die Hütte bewohnt war.
Sollte der alte Santini nicht dasein?
Roger Calf wollte nicht gehen, ohne sich davon überzeugt zu haben.
Vor dem Alten hatte er keine Angst, nur vor den Ameisen. Denn wer garantierte ihm, daß sie sich nicht in seiner unmittelbaren Umgebung aufhielten? Roger blieb wachsam.
Er schritt um die Hütte herum, erreichte die Vorderseite und sah die Fußspuren im Schnee. Er wußte aber immer noch nicht, ob Santini zu Hause war.
Erst wollte Roger anklopfen, doch dann überlegte er es sich anders.
Vor der Tür war der Schnee festgestampft. Roger legte seine Hand auf die gebogene Klinke, drückte sie nach unten und stieß mit einem Ruck die Tür auf. Die Skier hatte er neben dem Eingang gegen die Hüttenwand gelehnt.
Mit zwei langen Schritten war Roger in der Hütte.
Und dann spürte er den Druck an der linken Wange.
Stocksteif blieb Roger stehen.
Jemand kicherte. »Keine Angst, Söhnchen, ich bin ja bei dir. Geh ruhig weiter rein, aber schließe vorher die Tür. Du kannst das mit dem Fuß machen.«
Roger Calf hatte die Stimme erkannt. Sie gehörte dem alten Santini. Wahrscheinlich hatte der seinen Anmarsch längst bemerkt und ihn in die Falle hineinlaufen lassen. »Na los, schließ die Tür!« Roger hob den Fuß und kickte gegen die Tür, so daß sie ins Schloß schnappte.
»So ist es brav. Und jetzt geh noch einen Schritt vor. Aber keine dumme Bewegung, sonst blase ich dir dein Licht aus.«
Calf räusperte sich. »Seit wann bist du so aggressiv, mein Freund?«
»Geh weiter.«
Roger gehorchte. Mit dem Alten war an diesem Abend wirklich nicht zu spaßen. Schon beim Eintreten war Roger Calf der seltsame Geruch aufgefallen. Es war mehr ein widerlicher Gestank, aus allen möglichen Kräutern und Essenzen zusammengesetzt. Roger hatte so etwas noch nie gerochen, und der Gestank verursachte bei ihm eine leichte Übelkeit. So langsam gewöhnten sich seine Augen an die Lichtverhältnisse, und er machte Umrisse aus.
Eine Bank, ein Tisch, ein alter Schrank. Der gemauerte Ofen in der Ecke, in dem die Kohlen nur noch schwach schwelten. Der Druck an seiner Wange war inzwischen verschwunden, aber der junge Mann hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen. Sicherlich hatte Santini ihn voll im Visier. Außerdem wollte Roger von dem Alten noch einiges wissen.
»Setz dich auf den Stuhl!« befahl Santini.
Roger gehorchte. Die Sitzfläche war hart und ziemlich unbequem. Außerdem zu klein.

Er sah Santinis Umrisse. Der Alte bewegte sich zur Seite, öffnete eine Schranktür und holte aus dem Innern eine Petroleumfunzel hervor. Er drehte sie mit der linken Hand höher, und augenblicklich wurde der Raum in einen rötlichen Schein getaucht. Santini stellte sie so hin, daß der Schein Roger Calf erreichte, ihn selbst aber nicht, denn er wollte nicht gesehen werden. Die Schrotflinte hatte er sich unter den rechten Arm geklemmt. Der Holzkolben ruhte im angewinkelten Arm. Die Mündung zeigte auf Roger Calf.

»Wenn ich dich jetzt erschieße, kräht kein Hahn mehr nach dir«, sagte der Alte. »Du bist hier bei mir eingebrochen, und ich habe dich auf frischer Tat ertappt.« Er kicherte wie über einen gut gelungenen Witz. Santini trug einen dreiviertellangen Fellmantel. Darunter eine verschossene Jacke und eine alte Cordhose.

Rogers Blick wanderte weiter und streifte auch über den Boden. Er glaubte, dort die Umrisse eines aufgemalten Fünfecks zu erkennen. Das konnte aber auch eine Täuschung sein. Roger wußte mit der Zeichnung nichts anzufangen, er beschloß aber, Santini danach zu fragen. Doch zuvor stellte der die Fragen.

»Weshalb bist du gekommen, Junge?«

»Ich wollte mit dir reden.«

Santini ging einen Schritt zur Seite. »Ich rede nur, wenn ich es auch will. Das solltest du doch eigentlich wissen. Früher, da hat niemand mit mir gesprochen, und jetzt will ich nicht.«

Roger hob die Hände. »Nun sei doch nicht so nachtragend.«

»Bin ich aber. Du kennst meine Geschichte.«

»Ja. Ich weiß, daß man dir übel mitgespielt hat. Aber mußt du dich deshalb auf diese Weise rächen?«

»Wieso rächen?«

Roger Calf ging jetzt aufs Ganze. »Hast du diese Riesenameisen in die Welt geholt?«

Schweigen.

Nur im Ofen knisterte das Holz, und der Wind säuselte im Kamin.

Roger hakte nach. »Warum antwortest du nicht, Santini? Hat es dir die Sprache verschlagen, daß ich davon weiß?«

Der Alte lachte hart. »Du nimmst also an, daß ich die Ameisen angelockt habe.«

»Ja.«

»Aber wie sollte ich das geschafft haben?«

»Durch Schwarze Magie.«

»Was ist das?«

»Hör auf zu lügen, ich weiß Bescheid. Du hast durch Schwarze Magie die Mächte der Hölle beschworen und damit ein bisher verschlossenes Dimensionstor aufgestoßen.«

»Ich bewundere dich und deine Ansichten«, erwiderte der alte

Santini. »Woher kennst du die Fakten? Schwarze Magie, Dimensionstor, bisher hast du nie davon gesprochen?«

»Da wußte ich auch noch nichts von den Dingen. Inzwischen habe ich mich informiert, und es hat den ersten Toten gegeben. Mein Freund Peter Egli ist von den Riesenameisen umgebracht worden. Ein junges Mädchen konnte im letzten Augenblick gerettet werden. Ich weiß nicht, wie viele Ameisen noch herumlaufen, doch eins ist sicher: Du wirst sie wieder zurückschicken.«

»Ich habe noch keine Riesenameisen gesehen«, erklärte Santini.

»Das glaube ich dir nicht.«

Santini hob die Waffe etwas an. »Ich habe die stärkeren Argumente. Du mußt es mir abnehmen.«

»Warum hast du die magischen Zeichen auf den Boden gemalt?« forschte Roger Calf weiter.

»Weil ich ihn beschwören wollte.«

»Wen?«

»Einen Dämon. Er heißt Bael. Ist uralt und wird sogar schon in der Bibel erwähnt.«

Roger lief eine Gänsehaut über den Rücken, als er den Alten so reden hörte. Ihn schauderte. Zum erstenmal in seinem Leben war mit der Schwarzen Magie in Berührung gekommen. Und ihm wurde bewußt, daß dieser Santini ein Teufel in Menschengestalt war.

»Dann kannst du den Zauber nicht mehr rückgängig machen?« erkundigte sich Roger mit heiserer Stimme.

»Nein.«

»Aber hast du das gewollt? Geht deine Rachsucht wirklich so weit, daß du unschuldige Menschen in einen teuflischen Strudel mit hineinreißt?«

»Haben die Menschen denn an mich gedacht?« schrie Santini. »Haben sie mich nicht mit Schimpf und Schande aus dem Ort gejagt? Niemand wollte etwas mit mir zu tun haben. Sie hielten mich alle für wahnsinnig. Wenn ich kam, holten sie ihre Kinder in die Häuser. Sie zeigten mit Fingern auf mich und bespuckten mich. Nein, was jetzt geschieht, haben sich die Leute selbst zuzuschreiben.«

Roger Calf schluckte. »Überlege es dir!« sagte er mit beschwörender Stimme. »Noch kannst du…«

»Gar nichts kann ich. Die Ameisen sind da. Meine Beschwörung ist mißlungen. Ich habe etwas falsch gemacht, das ist die Wahrheit. Ich wollte einen Dämon beschwören, und habe es nicht geschafft. Die Ameisen sind das Ergebnis.«

»Lieber Himmel«, flüsterte Roger, »dann…«

Der Alte ließ Calf gar nicht ausreden. »Aber jetzt bin ich froh, daß es so gekommen ist. Die Ameisen sollen sich auf die Heuchler stürzen. Ich gönne diesen Menschen den Tod. Aber wie bist du auf mich

gekommen?«

»Durch Überlegung.«

Santini schüttelte den Kopf. »Das kannst du mir nicht weismachen, junger Freund. Hat dir jemand geholfen?«

»Nein«, log Roger Calf.

»Willst du sterben?« hechelte Santini und drehte seine Waffe in der Hand.

»Einige Leute wissen, daß ich zu dir unterwegs bin«, warf Roger ein.

Santini schüttelte den Kopf. »Spuren wird es nicht geben. Deine Leiche verscharre ich irgendwo. Ich kenne mich hier aus, Roger Calf. Du hast einen Fehler gemacht. Du hättest fliehen sollen, anstatt zu mir zu kommen. Jetzt ist es zu spät.«

Rogers Mund wurde trocken. In den Worten des Alten schwang die finstere Entschlossenheit mit. Er würde seinen Vorsatz wahr machen, daran gab es nichts zu rütteln.

Die Mündung der Waffe kam Roger Calf plötzlich übergroß vor. Jede Sekunde konnte sie Tod und Verderben speien.

Und Roger saß wie festgeleimt auf seinem schmalen Stuhl.

Der alte Santini kam näher. Und mit ihm die Mündung. Sie war genau auf Roger Calfs Stirn gerichtet.

»Sprich schon mal dein letztes Gebet, mein Junge«, flüsterte der alte Santini, »denn gleich ist es aus mit dir…«

***

Ich hatte Roger Calfs Abmarsch beobachtet und drückte dem jungen Mann beide Daumen. Gleichzeitig machte ich mir Sorgen um ihn. Wenn Santini tatsächlich durch eine Beschwörung die Monster auf die Welt geholt hatte, dann war er selbst ein Satan in Menschengestalt. Ein Mann, der keine Gnade kannte.

Aber ich war nicht mit ihm gefahren. Ich wurde im Grand Hotel Alpina dringender gebraucht.

Der Nachtmarsch stand dicht bevor. Die meisten Gäste waren mit dem Dinner fertig. Viele gingen schon hoch auf ihre Zimmer, um sich umzuziehen.

Colette hatte ihren Dienst angetreten. Sie half mit, das große Mitternachtsbüfett aufzubauen. Ich hatte mich wieder in den Speisesaal begeben, saß mit Suko zusammen und rauchte eine Zigarette. Colette warf mir hin und wieder einen besorgten Blick zu. Klar, daß sie sich auch Gedanken um ihren Freund machte.

Um zwanzig Uhr sollte der Marsch starten. Zwei Stunden würden wir unterwegs sein. Einhundertzwanzig Minuten durch die schweigende, herrlich verschneite Bergwelt. Doch all die Wanderer ahnten nichts von den tödlichen Gefahren, die in der Dunkelheit lauerten.

Auf uns, die wir Bescheid wußten, lastete eine ungeheure

Verantwortung.

Am liebsten hätte ich dafür gesorgt, daß die Wanderung abgeblasen wurde. Aber dann hätte ich mit Erklärungen herausrücken müssen, und die hätte man mir sicherlich nicht abgenommen. Im Gegenteil, ich wäre als Spinner abqualifiziert worden, und die Gefahr wäre nur noch größer geworden.

Suko sprach das aus, was ich dachte. »Wir brauchen Waffen, John.«

Zum Glück hatte ich meine Waffe mitgenommen. Auch Suko war mit einer Beretta ausgerüstet. Beide Pistolen verschossen geweihte Silberkugeln, aber ob die den Panzer der Ameise zerstörten, war fraglich.

Ich sagte: »Okay, wir haben die Kanonen, aber sonst noch was?«

Suko rieb sich sein Kinn. »Ich hätte da eine Idee«, meinte er.

»Rück raus.«

»Mit Feuer könnten wir die Biester vernichten. Wir werden auf jeden Fall Pechfackeln tragen.«

»Das reicht nicht.«

Suko nickte. »Glaube ich auch. Aber, Bill, du und ich könnten uns Molotowcocktails basteln. Die müßten wirken. Ich meine, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.«

Da hatte der gute Suko gar nicht mal so unrecht. Aber Molotowcocktails? Der Chinese sah es mir an, daß ich nicht sehr begeistert war.

»Hast du einen besseren Vorschlag?« fragte er mich.

Den hatte ich nicht, und das sagte ich ihm auch.

»Also bleiben wir dabei.«

»Wenn uns nicht noch etwas anderes einfällt, ja.« Ich hob warnend den Zeigefinger. »Aber wir setzen die Dinger nur im äußersten Notfall ein.«

»Natürlich. Außerdem ist es gar nicht sicher, daß die Ameisen uns angreifen.«

»Falls nicht – was ich hoffe –, so werden wir die Tierchen suchen. Aber ich schätze, daß sie uns bestimmt über den Weg laufen.«

»Denk daran, daß auch aus Grindelwald noch Gruppen unterwegs sind. Und die sind ungeschützt.«

»Ja, ich weiß.«

Wir standen auf. Was Suko gesagt hatte, war auch meine große Sorge. In dieser Silvesternacht würden zahlreiche Menschen unterwegs sein. Den Ameisen war der Tötungsdrang eingeimpft worden. Allerdings rechnete ich damit, daß sich die Tiere noch in einer gewissen Höhe aufhielten. Grindelwald lag im Tal. Wir waren den Ameisen also näher, als die Menschen unten im Ort.

Das Büfett war fast fertig. Es sah prächtig aus und war vollbeladen mit kulinarischen Köstlichkeiten. Normalerweise wäre mir das Wasser

im Mund zusammengelaufen, aber im Augenblick spürte ich einen faden Geschmack auf der Zunge. Ich hätte nicht einen Bissen hinunterbekommen. Nicht einmal den Kaviar.

Colette kam auf uns zu. Sie trug ein rotes Kleid und eine kecke Mütze auf dem dunklen Haar. In ihren Augen las ich die Sorge.

Ich blieb stehen. Mein Lächeln sollte ihr Mut machen. »Roger wird es schon schaffen«, sagte ich.

Sie trat dicht an mich heran. »Ich habe Angst, Herr Sinclair. Große Angst sogar. Roger ist allein. Wenn die Ameisen ihn sehen…«

»Er ist ein blendender Skiläufer«, beruhigte ich sie. »Er ist diesen Bestien schon einmal entkommen. Und er wird es auch ein zweites Mal packen, sollten ihm die Tiere über den Weg laufen.«

»Ihren Optimismus möchte ich haben«, flüsterte Colette. »Ich mache alles falsch, bin völlig durcheinander. Ich habe bereits mehrere Zurechtweisungen bekommen und kann nicht einmal dagegen protestieren. Die anderen sind ja so ahnungslos.«

»Was ist mit Carla?«

»Der Hotelarzt hat ihr ein Schlafmittel verabreicht. Sie liegt jetzt im Bett und schläft.«

Ich war sehr beruhigt, schärfte Colette noch einmal ein, die Nerven zu bewahren und ging dann zu Suko, der in der Nähe der Tür auf mich wartete und auf seine Uhr deutete.

»Ja, ich weiß, es ist schon spät. Aber ich mußte das Mädchen beruhigen.«

»Habe ich dir einen Vorwurf gemacht?«

Wir verließen den Speiseraum. In der Halle herrschte Hektik. Einige Gäste waren schon umgezogen. Sie standen in Gruppen herum, redeten, tranken und scherzten.

Vor allen Dingen waren es die Frauen, die ihre Nervosität oft nicht verbergen konnten. Einige lachten hysterisch auf und schauten immer wieder durch die verglaste Eingangstür nach draußen, wo sich das helle Licht auf der glänzenden Schneeoberfläche brach.

Ich runzelte die Stirn. Diese Wanderung schmeckte mir immer weniger, vor allem jetzt, wo ich sah, daß manche Damen doch schon einiges getrunken hatten.

Aber auch die Herren der Schöpfung kippten die harten Sachen. Die Ober und Pagen konnten kaum genug heranschaffen, so rasch wurden ihnen die Gläser von den Tabletts genommen.

Suko ließ mich allein. Er wollte leere Flaschen, Benzin, Lappen und Dochte besorgen, um die Molotowcocktails herzustellen. In meinem Zimmer wollten wir uns dann treffen.

Ich sah Herrn Krämer, den stellvertretenden Direktor. Er stand an der Rezeption und hielt einen grünen Telefonhörer gegen das Ohr gepreßt. Irgend etwas an seiner Haltung störte mich. Als er ein wenig den Kopf

drehte, sah ich, daß sein Gesicht eine kreidebleiche Färbung angenommen hatte.

Kein Zweifel, da war etwas passiert!

Ein Gefühl sagte mir, daß es in unmittelbarem Zusammenhang mit den Riesenameisen stand.

Ich steuerte die Rezeption an. Eine gutgewachsene Brünette stellte sich mir in den Weg. Sie trug ihren himmelblauen Parka auf dem angewinkelten Arm. In der freien Hand hielt sie ein Glas mit Sekt.

»Trinken Sie einen Schluck mit mir, schöner Mann«, sagte sie mit piepsender Stimme. Sie drängte das Glas zu rasch vor, so daß die Hälfte von dem Sekt überschwappte und ihre Hand benetzte.

»Später vielleicht, Madam. Jetzt muß ich mich umziehen.«

»Ich nehme Sie beim Wort.«

Mein Lächeln fiel tigerhaft aus, als ich sagte: »Sie können mich auch woanders dran nehmen, Madam.«

Sie lachte lauthals. Immer wieder rief sie: »Ist der nicht süß, ach, ist der nicht süß…«

Die Süße stieß mir sauer auf. Ich erreichte die Rezeption, als Herr Krämer soeben den Hörer auflegte. Seine Hand zitterte.

Ich sprach ihn an. »Herr Krämer, was war los?«

Sein Blick schien durch mich hindurchzugehen. Erst nachdem ich ihn angestoßen hatte, wurde er sich meiner Gegenwart bewußt.

»Herr… Sinclair?«

Ich deutete auf den Telefonapparat. »Sie haben ein Gespräch geführt. Mit wem? Was ist geschehen?«

Er zog die Luft durch die Nase ein. Von seiner zuvor zur Schau getragenen Fassung war nicht mehr viel übriggeblieben. »Eine Katastrophe«, flüsterte er, so daß nur ich die Worte verstand. »Ich bekam einen Anruf aus Grindelwald. Schrecklich.« Er wischte sich mit einem Tuch über die Stirn.

»Was ist los? Reden Sie!«

»Die Camper. Sie… sie sind überfallen worden von riesigen Ameisen. Die meisten haben sich retten können. Aber zwei – zwei… sie sind tot. Ermordet. Die Camper haben es erzählt.«

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. »Wer ist ermordet worden?«

»Ein Gast und der Hüter vom Campingplatz.«

»Wie hat man in Grindelwald reagiert?«

Herr Krämer ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Die Leute haben gelacht, Herr Sinclair. Niemand glaubte den Gästen.«

»Und Sie?« fragte ich. »Was ist mit Ihnen?«

»Ich weiß es nicht. Wenn ich da an Carla denke, auch sie hat was von den Ameisen erzählt.«

Ich beugte mich vor, legte eine Hand auf die Schulter des stellvertretenden Direktors und zwang ihn, mich anzuschauen. »Die

Leute haben nicht gelogen, Herr Krämer. Es gibt die Ameisen tatsächlich. Ich selbst habe mit einer gekämpft. Carla ist nicht von einem Mann angegriffen worden, sondern von dem Rieseninsekt. Und das war nur eins. Wir wissen nicht, wie viele von den Tierchen noch in der Umgebung herumlaufen.«

»Sie – Sie haben sie also auch gesehen?«

Ich nickte.

Krämer war am Ende. Sein Kopf sackte nach vorn. In einer hilflosen Geste hob er die Schulter. »Aber was sollen wir denn jetzt machen?« murmelte er. »Ich – wir können die Wanderung doch nicht ausfallen lassen. Und wenn wir den Grund angeben, lieber Himmel, die Leute würden mich auslachen. Sie glauben mir nicht.«

»Das fürchte ich auch«, erwiderte ich.

»Haben Sie einen Plan?« fragte er mich.

»Ja.«

Sein Kopf ruckte hoch. Herr Krämer schaute mich so hoffnungsvoll an, daß ich trotz des Ernstes der Situation lächeln mußte. »Mein, chinesischer Freund und ich decken uns mit Waffen ein. Wir möchten dann an der Spitze des Zuges mitgehen. Außerdem müßten Sie uns sehr starke Taschenlampen besorgen. Erwähnen Sie den Gästen gegenüber nichts. Es würde eine Panik geben, und davon hätte niemand etwas. Außerdem gehört zu unserer Gruppe noch Bill Conolly. Auch er wird in die Auseinandersetzung mit eingreifen. Wir hoffen, daß wir zu dritt die Gefahr bannen können. Mehr kann man im Augenblick wirklich nicht tun.«

»Wenn das so ist…«

»Bewahren Sie Haltung!« zischte ich ihm zu. »Kümmern Sie sich um die Gäste, und versuchen Sie, den Abmarsch um eine Viertelstunde zu verschieben. Ich ziehe mich jetzt um.«

Herr Krämer versprach, sich an meine Richtlinien zu halten.

Ich nickte ihm noch einmal zu, machte einen großen Bogen um die Brünette und ging mit langen Schritten zum Aufzug. Rasch fuhr ich nach oben. Suko war noch nicht zurück.

Dafür steckte Bill Conolly seinen Kopf aus der Zimmertür. »Gibt's was Neues, John?«

In Stichworten erklärte ich ihm, was ich mit dem stellvertretenden Direktor besprochen hatte.

Bill war meiner Meinung. »Wenn jemand die Ameisen schaffen kann, dann nur wir drei.«

»Und was sagt Sheila dazu?«

Mein Freund lächelte. »Gar nichts. Sie hat Angst. Aber sie muß sich mit den Gegebenheiten abfinden.«

***

Wie ein Todesauge kommt mir die Mündung vor, dachte Roger Calf.

Er konnte einfach nichts tun, saß auf dem verdammten Stuhl wie festgeklebt und sah die Mündung immer näher kommen. Dahinter das Gesicht des Alten.

Und plötzlich war ihm alles egal. Die flüsternde Stimme Santinis riß ihn aus der Erstarrung.

»Beten, du sollst beten, Freundchen!«

»Nein!« Mit diesem Schrei auf den Lippen fuhr Roger Calf hoch. Sein rechter Arm fegte die verdammte Mündung zur Seite.

Santini drückte ab.

Roger Calf hatte das Gefühl, die Waffe würde dicht neben seinem Ohr explodieren. Die Schrotlandung fauchte über seine Schulter hinweg, klatschte in den Schrank und schlug Löcher in das stabile Holz. Der Abschußknall dröhnte in den Ohren des jungen Mannes. Er hatte das Gefühl, sein Trommelfell wäre geplatzt. Verbissen kämpfte er aber weiter.

Roger warf sich vor. Sein Kopf bohrte sich in die Magengrube des Alten. Mit Santini zusammen wurde Roger zurückgeschleudert. Beide stürzten quer durch die Hütte. Ein Stuhl flog um, desgleichen der Tisch. Die Petroleumfunzel neigte sich zur Seite, bekam ebenfalls das Übergewicht, prallte zu Boden, zerbrach, und das Petroleum lief aus.

Es fing Feuer!

Kleine Flämmchen zuckten aus der Lache hoch, breiteten sich schnell aus und suchten nach Nahrung.

Doch davon merkten die beiden Männer nichts. Verbissen rangen sie. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Einer wollte den anderen besiegen. Der Alte hatte seinen Schießprügel nicht losgelassen. Santini entwickelte Kräfte, die man ihm gar nicht zutraute. Wie ein Berserker kämpfte er.

Ineinandergekeilt rollten sie über den Boden. Sie näherten sich den aufzüngelnden Flammen, wirbelten in sie hinein und erstickten sie mit ihrer Kleidung. Beißender Qualm stieg gegen die Holzdecke der einsam liegenden Hütte.

Die beiden Männer rollten auf den Ofen zu. Roger Calf stieß mit der Schulter gegen die gemauerte Einrahmung. Die Steine waren warm, doch das merkte er nicht. Er konzentrierte sich auf den alten Santini, der seine Schrotflinte weiterhin umfaßt hielt und sie jetzt als Schlagwaffe benutzen wollte.

Mit dem Kolben schlug er zu.

Doch Roger nahm rechtzeitig seinen Kopf zur Seite, so daß der schwere Gewehrkolben dicht neben seinem Ohr auf den Boden donnerte.

Jetzt platzte Roger Calf der Kragen. Sein Gegner war ein Leichtgewicht. Roger gelang es, die Beine anzuziehen. Ruckartig stieß

er die Knie dann hoch.
Der alte Santini wurde nach hinten katapultiert und krachte zu Boden.
Roger Calf sprang ebenfalls auf. Er stürzte auf Santini zu, die Fäuste hielt er erhoben, dann jedoch blieb er dicht vor dem Alten stehen.
Zwei gläserne Augen starrten ihn an.
Roger wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn und ging in die Knie. Eine unsichtbare Hand schien sein Herz zu umfassen.
»Santini!« flüsterte er, »so rede doch, sag was! Mach keinen Mist…«
Der Alte gab keine Antwort. Er konnte auch keine mehr geben, denn er war tot.
Roger schluckte. Er begann plötzlich zu zittern. Die nervliche Anspannung löste sich. Schuldgefühle kamen auf. Er machte sich Vorwürfe, am Tod des Mannes schuldig zu sein.
Es kam ihm gar nicht in den Sinn, an einen Unglücksfall zu denken. Erst nach zehn Minuten hatte er sich wieder gefangen. Er schaute sich den Toten an und stellte fest, daß er beim Fall mit dem Hinterkopf aufgeprallt war.
Das hatte Santini nicht überlebt.
Roger sprach ein kurzes Gebet. Er fühlte sich nicht kompetent, um über den alten Santini zu richten. Er machte ihm auch keinen Vorwurf, daß er ihn angegriffen hatte. Vielleicht hätte er an seiner Stelle ebenso gehandelt.
Roger Calf verließ die Hütte. Der eisige Wind trocknete sein nasses Gesicht. Rasch bildete sich eine Eishaut. Roger wischte sie weg und band den Schal wieder vor.
Aufmerksam schaute er sich die nähere Umgebung an. Nichts deutete auf eine Anwesenheit der Riesenameisen hin. Aber Roger wußte, daß sie irgendwo lauerten. Er schaute hinunter ins Tal. Von hier oben konnte er nur einen kleinen Ausschnitt überblicken, aber er sah die zahlreichen Lichter des Städtchens Grindelwald. Und er sah oberhalb des Ortes eine regelrechte Lichterkette, die sich in einer langen Linie einen Hang hochbewegte.
Mit seinen Blicken verfolgte er den zurückgelegten Weg der Lichterprozssion und stellte fest, daß sie sich vom Grand Hotel Alpina wegbewegte.
Die Gäste hatten sich schon auf den Weg gemacht.
Roger Calf dachte darüber nach, wie er sich verhalten sollte. Er konnte nach Grindelwald hinunterfahren und alles melden, er konnte aber auch den Gästen entgegenlaufen.
Und noch eine dritte Alternative blieb.
Zurück ins Hotel. Zu seiner Freundin Colette. Das war wohl am besten. Er wollte das Mädchen nicht schutzlos lassen.
Roger hatte den Vorsatz kaum zu Ende gedacht, als er nach den

Stöcken griff und sich abstieß. In rasender Schußfahrt jagte er seinem Ziel entgegen. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß Colette seine Hilfe dringend benötigte.

***

Suko sprach das aus, woran ich auch schon gedacht hatte. »Eigentlich ist es verdammt riskant, die Angestellten des Hotels ohne Schutz zurückzulassen.«

Ich nickte. »Recht hast du. Aber wie willst du das ändern?«

»Es müßte eben einer von uns hierbleiben.«

Ich widersprach. »Nein, das ist nicht drin. Dann sind die anderen ohne Schutz. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Ameisen die relativ schutzlosen Menschen draußen im Freien angreifen.«

Suko gab mir recht.

Wir hielten uns in meinem Zimmer auf. Suko hatte inzwischen die Molotowcocktails gebastelt. Das hochexplosive Gemisch befand sich in mehreren Wein- und Schnapsflaschen verteilt. Suko hatte Korken durchbohrt. Aus ihnen schauten die Dochte hervor. Die »Cocktails« hatten wir in einem Rucksack verstaut. Jede Flasche war mit einem Tuch umwickelt worden, damit sie während des Marsches beim Aneinanderstoßen nicht zerplatzten.

Wetterfest waren wir beide angezogen. Wir trugen dicke, gefütterte Parkas, wattierte Hosen und Handschuhe. Fäustlinge hatten wir abgelehnt. Sie hätten uns zu sehr behindert. Unter den festen Schuhen befanden sich griffige Sohlen. Die starken Taschenlampen hingen an unseren Gürteln. Wir hatten auch noch Erste-Hilfe-Material und zusammengerollte Seile in den Rucksäcken verstaut.

Ich wollte mir gerade die Pelzmütze aufsetzen, als Bill Conolly das Zimmer betrat. Auch er war schon umgezogen. Wie Suko und ich trug er eine Fellmütze mit Ohrenschützern.

»Alles klar?« fragte Bill.

»Nein«, erwiderte ich.

»Wieso?«

Ich erzählte ihm, was uns Sorgen bereitete. Bills Gesicht wurde sehr nachdenklich.

»Verdammt«, sagte er, »du hast recht. Die Leutchen hier im Hotel sind wirklich schutzlos. Was machen wir?«

»Einer von uns müßte hierbleiben. Am besten du«, platzte ich hervor. Die Idee war mir ganz plötzlich gekommen.

Bill schaute mich an, als hätte ich Ausschlag. Er ging zwei Schritte zurück und tippte sich gegen die Brust. »Wieso ich?«

»Weil wir draußen gebraucht werden.«

Bill dachte nach.

Da kam Sheila. Sie trug einen himmelblauen Anorak mit roten

Streifen und Pelzbesatz. Ihr Gesicht schien zu glühen, sie war bereits draußen gewesen, streifte jetzt ihre Handschuhe ab und rieb sich die Finger. »Es ist herrlich draußen«, schwärmte sie. »Der viele Schnee – einmalig. Wir müssen uns beeilen, die wollen gleich los.«

»Ich gehe nicht mit«, sagte Bill.

Sheilas Augen wurden groß. »Aber wieso nicht?«

Ich erklärte es ihr rasch. Und Sheila hatte Verständnis. »Ja«, meinte sie nachdenklich. »Wenn ich genauer darüber nachdenke, hast du recht, John.« Sie lächelte etwas schmerzlich. »Ich bleibe natürlich auch hier, obwohl ich mich auf den Marsch gefreut habe.«

Bill nahm seine Frau in die Arme. »Ich danke dir.«

Suko holte seine Pistole hervor. Er legte sie auf die flache Hand und streckte Bill den Arm hin. »Nimm, damit du dich wenigstens verteidigen kannst, falls etwas geschehen sollte.«

Der Reporter zögerte noch. »Aber ich dachte, die Kugeln dringen nicht durch den Panzer.«

»Du mußt auf die Augen zielen«, erklärte ich. »Ich habe es zwar noch nicht probiert, aber ich sehe darin immerhin eine Möglichkeit. Und schießen kannst du ja.«

Da nahm Bill Conolly die Waffe. »Okay, John, ich ziehe mich dann wieder um.« Er legte einen Arm um Sheilas Schultern. »Komm, Darling, wir lassen uns vom Personal verwöhnen.«

Ich freute mich, daß Bill es leicht nahm. Wir verabschiedeten uns. Sheila machte sich große Sorgen, das sah ich ihren Augen an. Sie sagte aber nichts.

Mit dem Aufzug fuhren wir hinunter in die Halle. Dort hielt sich nur noch das Personal auf. Die meisten schauten nach draußen, wo sich die Gäste schon formiert hatten.

Colette trat uns in den Weg. »Ich wünsche Ihnen viel Glück«, sagte sie. »Roger ist noch nicht zurück.«

»Wenn er kommt, soll er sich bei meinem Freund Bill Conolly melden«, erklärte ich. »Er bleibt hier. Zum Schutz.«

»Meinen Sie denn, daß…«

»Wir wollen keine Möglichkeit außer acht lassen. Und jetzt entschuldigen Sie mich.«

»Danke.«

Ich ging. Suko wartete schon draußen. Er stand neben dem stellvertretenden Direktor. Herr Krämer war schon nervös. »Wo bleiben Sie denn?« rief er.

»Tut mir leid«, entschuldigte ich mich, »aber ich hatte noch einiges zu erledigen.« Wir schritten gemeinsam zur Spitze.

Die Brünette winkte mir zu. »Hei, schöner Mann, werden Sie mich wärmen, wenn es mir zu kalt wird?«

Ich gab keine Antwort, bekam aber aus den Augenwinkeln mit, daß

sich bereits ein anderer Gast um die Frau kümmerte.

Wir hatten die Spitze der Reihe erreicht. Vor uns begann ein Weg, der nur anhand der in den Boden gerammten Stöcke als solcher zu erkennen war. Sonst hatte der Schnee alles zugedeckt.

Der Wind hatte etwas zugenommen. Er kam von den Höhen, blies gegen meine dick eingecremte Haut, biß hinein, so daß ich gezwungen war, die Ohrenschützer hinunterzuklappen.

»Wir haben 20 Grad minus«, erklärte Suko.

»Und oben wird es noch kälter«, meinte Herr Krämer. Er hatte sich zu uns gesellt.

»Sie spielen den Führer?« fragte ich.

»Ja, ob Sie es glauben oder nicht, ich bin vor Jahren zum Bergführer ausgebildet worden. Ein bißchen ist davon noch hängengeblieben.«

Ich spielte den Optimisten. »Dann kann ja nichts schiefgehen.«

»Wenn die Ameisen nicht wären, schon«, erwiderte Krämer, gab das Handzeichen, und wir marschierten los.

Der Marsch ins Ungewisse begann…

***

Die Riesenameisen hatten sich zurückgezogen. Sie waren nicht ins Tal gelaufen, sondern lauerten auf halber Höhe. Denn hier – in der freien Natur – waren ihre Chancen größer.

Sie schienen zu wissen, daß sich Menschen zu Silvesterspaziergängen zusammengefunden hatten. Leichte Beute für sie. Sie wollten die Ahnungslosen blitzschnell überwältigen.

Die Menschen sollten keine Chance haben.

Und noch etwas hatten die Ameisen vor. Zwei von ihnen lauerten hinter hohen Schneewehen.

Die dritte aber, die verletzte Ameise, trennte sich von ihren Brüdern. Sie schlug einen anderen Weg ein. Einen Weg, den sie ziemlich gut kannte.

Zum Grand Hotel Alpina!

***

Bill streifte seine Wintersachen wieder ab.

Sheila stand am Fenster und schaute hinaus. Sie sah die vor dem Hotel versammelten Menschen, drehte sich halb zu Bill um und berichtete: »Jetzt ziehen sie los.«

Bill stand auf einem Bein, da er gerade aus seiner Hose stieg. »Es paßt dir doch nicht so ganz hierzubleiben, wie?«

»Dir denn?«

Bill zog sich eine bequeme Cordhose über. »Auch nicht, aber John hat recht. Es besteht die Möglichkeit, daß die Ameisen auch zum Hotel kommen. Und dann sehen wir lustig aus.«

»Du hast doch die Waffe«, sagte Sheila.

Bill trat hinter seine Frau und legte ihr die Arme um die Hüften. Dann wanderten seine Hände höher, bis Sheila ihm auf die Finger klopfte. »Doch jetzt nicht.«

Bill Conolly lachte übermütig. »Warum nicht? Ich bin nicht aus Stein. Außerdem sind wir ungestört. Zu Hause horchst du ja immer mit einem Ohr nach Johnny.«

Sheila drehte sich um und preßte ihrem Mann die Lippen auf den Mund. »Wir reden später darüber«, sagte sie.

»Ich nehme dich beim Wort.«

»Das kannst du auch.«

Bill löste sich von Sheila, ging zum Tisch, wo er die Pistole abgelegt hatte und steckte sie in den Bundgürtel. Dann ließ er seinen Pullover über die Waffe fallen. »Es braucht ja nicht jeder zu sehen, wie ich herumlaufe.«

Sheila stand noch am Fenster. »Jetzt sind sie gegangen.«

»Okay, dann können wir uns nach unten verkrümeln.«

»Willst du wieder an die Bar?« fragte Sheila empört.

»Von dort aus hat man den besten Überblick.«

»Das war deine bisher faulste Ausrede. Aber meinetwegen, ich gehe mit.«

Umgezogen war Sheila schon. Sie trug ein zweiteiliges Strickkleid, das ihre Figur umschmeichelte. Das lange blonde Haar hatte sie gelöst. Locker fiel es bis auf ihre Schultern.

Sie gingen nach unten. Bill wollte auch noch mal mit Colette reden, denn sie erwartete jeden Moment ihren Freund zurück. Und dieser Roger Calf würde gewiß etwas zur Aufhellung des Tatbestandes beitragen.

Hinter der Bar hantierte nur noch ein Mixer. Und das war Gonni. Er hockte auf einem Schemel, machte ein trauriges Gesicht und schaute kaum auf, als Bill und Sheila Platz nahmen.

»He, was ist los?« rief der Reporter.

Gonni gähnte und reckte sich. »Himmel, bin ich müde«, sagte er, bequemte sich aber aufzustehen und nach den Wünschen der Gäste zu fragen.

»Haben Sie wieder von England geträumt?« erkundigte sich Bill, nachdem er seinen Whisky und Sheila ihren Orangensaft bekommen hatte.

Gonni schüttelte den Kopf. »Diesmal nicht.«

»Wovon denn?«

Gonni verzog das Gesicht. »Vom Feierabend.«

Bill lachte. »Trinken Sie einen mit?«

Gonni nahm ein Bier. Sie prosteten sich zu und unterhielten sich über allgemeine Themen. Auch Sheila mischte sich in das Gespräch mit ein. Bill warf hin und wieder einen Blick zum Ausgang. Er suchte Colette.

Nachdem er sich mehrere Male vergeblich den Hals verrenkt hatte, sah er sie. Bill winkte ihr zu.

Colette kam. Sie wirkte etwas verstört. »Sie sind doch sicher Mr. Conolly«, sagte sie.

»Ja, und das ist meine Frau Sheila.«

Gonni, der müde Mixer, war zur anderen Seite der Bar gegangen und baute dort Sektgläser auf. Man konnte sich also ungestört unterhalten.

»Mein Freund ist noch nicht zurück«, sagte Colette. »Langsam mache ich mir Sorgen.«

Bill tröstete sie. »Halb so schlimm. Er wird bestimmt noch kommen. Ein Skifahrer wie er…«

»Das sagen Sie so.«

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte Sheila.

»Nein, danke, Angestellten ist es verboten, während der Arbeitszeit zu…«

Bill schüttelte den Kopf. »Ein Glas Sekt ist doch kein Alkohol.« Er winkte Gonni herbei und ließ sich ein Glas Sekt bringen.

»Danke«, sagte Colette. Sie trank mit durstigen Zügen und leerte das Glas bis zur Hälfte.

»Rechnen Sie eigentlich damit, Mr. Conolly, daß die Ameisen auch hier auftauchen?«

»Wir wollen es nicht hoffen.«

»Aber die Möglichkeit besteht.«

»Ja«, sagte Sheila. »Deshalb sind wir hiergeblieben.«

In Colettes dunklen Kirschenaugen flackerte es. »Aber wie sollen wir uns schützen?«

»Es gibt eine Möglichkeit, da seien Sie mal beruhigt«, erwiderte der Reporter.

»Tja, wenn Sie das sagen.« Colette leerte ihr Glas. »Wenn nur mein Freund schon hier wäre.« Sie schaute immer wieder durch die großen Scheiben nach draußen, konnte aber auch nicht viel sehen.

Doch Bill erkannte ihn, als er die Rezeption passierte. »Da ist er ja«, rief er.

Colette drehte den Kopf. Sie sah ihn ebenfalls und rannte weg. »Ich hole ihn her.«

»Die Kleine hat Angst«, bemerkte Sheila.

Bill fragte: »Du nicht?«

»Auch. Aber es ist bei mir eher ein Gefühl der Gespanntheit, ob sie kommen oder nicht.«

»Du hast eben schon einiges hinter dir«, meinte Bill. »Sie kommen«, wechselte er das Thema.

Der junge Mann redete auf seine Freundin ein. Er war noch von der Skifahrt gezeichnet. An seinem Anzug hingen Schneereste, und in den hohen Plastikschuhen konnte er kaum laufen. Sein Gesicht war

gerötet. Am Rand der Mütze klebten kleine Eisperlen.
Colette machte Roger Calf mit dem Ehepaar Conolly bekannt. Ihre Stimme klang sehr belegt.
Bill ahnte, daß etwas passiert war. Und er stellte auch die diesbezügliche Frage.
Roger Calf nickte heftig. »Ich war oben«, erklärte er.
»Und?«
»Santini ist tot!«
Jetzt nahm Bill Conolly einen Schluck Whisky. Der Reporter war von mir in den Fall eingeweiht worden. Er kannte auch den Namen Santini.
»Die Ameisen?« fragte er.
»Nein.« Roger Calf räusperte sich, bevor er weitersprach. »Ich – ich habe ihn umgebracht.«
»Sie?« flüsterte Sheila. Sie schaute ebenso ungläubig drein wie Bill Conolly.
Roger Calf nickte. »Ja, ich war's.«
Wild schüttelte Colette den Kopf. »Aber das stimmt doch gar nicht!« rief sie, und zwar so laut, daß selbst der müde Gonni aufmerksam wurde und überrascht seine dunklen Augenbrauen hob. »Es ist anders gewesen, Mr. Conolly, ganz anders. Er bildet sich nur etwas ein, glauben Sie mir.«
»Wie ist es denn gewesen? Erzählen Sie.«
Roger Calf hüstelte. Bill sah es und bestellte etwas zu trinken.
»Danke.« Roger trank das Mineralwasser in langen, durstigen Zügen. Dann berichtete er. Seine Stimme klang leise und monoton. Als er von dem Kampf erzählte, war er außer sich. »Es war grausam, glauben Sie mir, aber ich konnte wirklich nichts dafür. Er ist hingefallen – und…«
Bill Conolly legte dem jungen Mann seine Hand auf die Schulter, während Colette anfing zu weinen.
Sheila kümmerte sich um das Mädchen. Roger fragte: »Bin ich jetzt ein Mörder, Mr. Conolly?«
Bill schüttelte den Kopf. »Nein.«
»Am besten, wir verlassen die Bar«, schlug Sheila vor. »Und warten auf dem Zimmer.«
Die anderen waren einverstanden. Nur Colette widersprach. »Aber mein Dienst, er ist…«
»Unsinn.« Bill winkte ab. »Die Leute werden auch einmal ohne Sie auskommen.«
»Wenn Sie meinen…«
Sheila, Colette, Roger und Bill verließen die Bar. »Wir könnten einmal um das Haus herumgehen«, sagte Roger Calf. »Wenn die Ameisen in der Nähe sein sollten…«
Der Reporter war einverstanden. Sheila wollte mit dem Mädchen auf

dem Zimmer warten.

Bill war nicht gerade der Witterung entsprechend gekleidet. Bei der Eiseskälte bekam er sofort eine Gänsehaut.

Roger schaute Bill von der Seite her an. »Wollen Sie sich nicht eine Jacke holen?«

Bill Conolly winkte ab. »Für diese kurze Zeit geht es schon.«

Sie gingen hinter das Hotel. Auf dem einmal festgestampften Schnee ließ sich gut laufen. Bill blieb in der Nähe des Hauses, während Roger weiter entfernt parallel zu ihm ging.

Sie suchten nach Spuren.

Roger Calf entdeckte sie. »Da, Mr. Conolly, ich habe etwas gefunden.«

Bill stapfte durch den Schnee und sank manchmal bis zu den Knien ein, doch das war ihm egal.

Hastig deutete Roger auf die Spuren. »Die sind frisch«, sagte er. »Sehen Sie doch.«

Bill nickte. Plötzlich wurde seine Kehle trocken. »Kommen Sie mit.« Er dämpfte unwillkürlich seine Stimme.

Die beiden Männer schritten zum Hotel zurück, verfolgten die Spuren und erreichten den kleinen Hof mit dem Anbau.

Dort endeten die Spuren. Und zwar direkt vor der Mauer. Die Männer schauten sich an, und jeder von ihnen hatte wohl den gleichen Gedanken. Die Riesenameise war an der Wand hochgeklettert und befand sich vielleicht schon im Hotel.

Bill schaute nach oben. Die Fenster seines und Sheilas Zimmer befanden sich schräg über ihm. Es war leider zu dunkel, um etwas zu erkennen. Aus den Fenstern fiel auch kein Licht, aber Bill glaubte doch den sich bewegenden Schatten an der Hauswand zu sehen.

Er hatte plötzlich eine wahnsinnige Angst um die beiden Frauen.

»Kommen Sie!« rief er Roger Calf zu und begann zu rennen…

***

Colette schwieg, als sie neben Sheila Conolly herschritt. Sheila bekam mit, daß sich das junge, schwarzhaarige Mädchen hin und wieder schüttelte. Wahrscheinlich dachte sie an die letzten Ereignisse.

Als Sheila die Zimmertür aufschloß und das Mädchen vorbeiließ, sagte sie: »Wir bestellen uns erst einmal einen Tee. Der wärmt. Okay?«

Colette war einverstanden. Und Sheila Conolly bestellte über Haustelefon das Gewünschte.

Das Mädchen hatte im Sessel Platz genommen und die Hände auf die Knie gelegt. Aus unruhigen Augen blickte Colette zu Sheila Conolly hoch.

»Ich habe Angst, Mrs. Conolly, große Angst sogar.«

Sheila winkte ab. »Wir werden es schon schaffen, Colette. Ich darf Sie

doch so nennen, oder?«
»Natürlich.«
»Okay, ich bin Sheila für Sie.«
Der Tee kam. Der Zimmerkellner staunte, als er seine Kollegin sah, sagte aber keinen Ton, sondern zog sich mit einer angedeuteten Verbeugung zurück, nachdem ihm Sheila ein Trinkgeld in die Hand gedrückt hatte.
»Was wird der wohl gedacht haben?« fragte Colette.
Sheila lächelte. »Uns stört's nicht.«
Colette nickte. »Da haben Sie recht.«
Die beiden Frauen tranken. Der Tee war sehr heiß, er schmeckte aber ausgezeichnet und wärmte richtig durch.
Sheila bot Zigaretten an. »Rauchen Sie.«
»Ja, danke.« Colette griff nach einem Stäbchen, und Sheila gab ihr Feuer. Sie selbst war Nichtraucherin. Früher hatte sie hin und wieder eine Zigarette geraucht, doch in der Schwangerschaft ließ sie es ganz bleiben. Sie hatte sich einmal daran gewöhnt und sah keinen Sinn darin, das Rauchen wieder anzufangen.
Colette aber qualmte nervös. Man sah ihr an, daß sie sich Sorgen um ihren Freund machte.
»Sie und Roger sind noch nicht verlobt?« erkundigte sich Sheila Conolly.
»Nein, aber bald.« Colette stieß den Rauch hastig aus. »Wir wollen erst noch sparen und uns dann vielleicht ein kleines Chalet kaufen. Aber die Preise hier sind ja so hoch, daß sich ein normal verdienender Mensch das nicht leisten kann.«
Sheila lachte auf. »Wem sagen Sie das. Der Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau kostet eben was.«
»Sind Sie zum erstenmal in der Schweiz?« fragte Colette.
»Nein, ich war früher als junges Mädchen mal einige Wochen in Zürich. Von dort bin ich dann durch die Ostschweiz gereist. Nach Graubünden und ins Engadin. Wunderschön, sage ich Ihnen.«
»Ja, die Landschaft ist wirklich prächtig.« Colette drückte ihre Zigarette aus. Dann schaute sie Sheila fest an. »Ich habe das Gefühl, daß Sie sich mit außergewöhnlichen Dingen auskennen, Sheila.«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Sie zeigen nicht den Schrecken, den man bei einer Unbeteiligten erwartet.«
Sheila nickte. »Sie haben mit Ihrer Vermutung recht, Colette. Ich habe wirklich schon einiges erlebt. Wenn ich daran denke! Allein wie mein Vater umgekommen ist.«
Sheila erzählte aus ihrem Leben, und Colette hörte gebannt zu. Bills Frau vergaß auch nie ihren Mann zu erwähnen und berichtete, unter welch dramatischen Umständen sie sich kennengelernt hatten.

Doch plötzlich unterbrach Sheila ihre Erzählung und horchte auf.
»Ist was?« fragte Colette.
Sheila hob die Schultern. »Ich weiß nicht genau. Ich glaube aber, ein Geräusch gehört zu haben.«
»Wo?«
»Vom Balkon.«
Sheila Conolly erhob sich. Auch Colette wollte aufstehen, doch Sheila winkte ab. »Nein, nein, bleiben Sie sitzen. Ich sehe nach.«
Colette nickte. Sie ließ sich wieder zurückfallen und folgte Sheila mit angstvollen Blicken. Sie bewunderte den Mut der eleganten, blondhaarigen Frau. Anscheinend hatte sie keine Angst.
Vor der bis zum Boden reichenden Gardine blieb Sheila Conolly stehen.
Dann faßte sie sich ein Herz und zog die Gardine zur Seite.
Im gleichen Augenblick schrie Sheila Conolly auf. Zwei tellergroße, rotglühende Augen starrten sie an.
Die Ameise war da!

***

Zwei begleitende Hotelangestellte verteilten die Fackeln. Sie setzten sie auch in Brand.
Die Leute rissen sich um die Pechfackeln. Sie waren wie die kleinen Kinder.
Ich schüttelte den Kopf.
Auch Suko wunderte sich.
»Gib den Menschen Freibier, so wühlt sich sogar ein Millionär durch bis an die Theke«, sagte ich.
Suko nickte. »Wahrscheinlich hast du recht.« Er probierte seine Lampe aus. Der Strahl war ziemlich breit, auch relativ stark gebündelt und fächerte erst in einer großen Entfernung auseinander. Er huschte über die Eisfelder und langen Schneekämme.
Das rötliche Licht der Fackeln tanzte über die Gesichter der Menschen. Zahlreiche Augen glänzten noch vom genossenen Alkohol. Einer schwenkte die Fackel wild in die Runde, beschrieb einen flammenden Kreis und hätte bald seinem Nachbarn das brennende Stück Holz ins Gesicht geschlagen.
Direktor Krämer war sofort zur Stelle. Höflich, aber bestimmt machte er den Gast darauf aufmerksam, daß er diese Art Spielerei in Zukunft unterlassen sollte.
Der Mann schwieg.
Wir gingen weiter. Krämer kam wieder zu uns. Er trug eine Fellmütze und eine wattierte Bergsteigerjacke. Kopfschüttelnd meinte er: »Es ist jedes Jahr so. Die Leute spielen auf einmal verrückt. Benehmen sich wie die kleinen Kinder. Die Frauen eingeschlossen.«

Ich lachte. »Wem sagen Sie das, Herr Krämer. Mir wollte sich auch so eine Hotelschönheit an den Hals werfen. Ich habe sie aber abblitzen lassen.«
Herr Krämer lachte. »Ja, ich kenne die Frau. Sie ist Stammgast bei uns. Sie heißt Gräfin von Kanderheide und ist angeblich mit was weiß ich für tollen Leuten verwandt oder bekannt. Wenn sie zuviel getrunken hat, wird sie meist albern.«
»Sehr albern«, präzisierte ich.
Herr Krämer lachte. »Sie entschuldigen mich. Ich muß wieder nach hinten und mich mal um die anderen kümmern.«
»Eine Frage noch. Welchen Weg nehmen wir eigentlich?«
»Erst einmal geradeaus. Wir bleiben an diesem Bergrücken. Die abgesteckte Strecke windet sich daran entlang. Unser Ziel ist eine Art Unterstand. Dort wartet heißer Tee mit Rum auf die müden Wanderer.«
Es ließ sich gut laufen. Die Schneedecke war ziemlich festgetreten, und es gab auch kaum Eisbuckel, über die wir hätten ausrutschen können. Wir gingen etwas schneller und lösten uns von der Gruppe. Falls wir die Ameisen tatsächlich entdeckten, sollten sie sich erst einmal auf uns konzentrieren.
Wenn wir die Köpfe nach rechts drehten, so lag unter uns Grindelwald. Es war wirklich ein Postkartenbild. Tief verschneit war der Ort. Die zahlreichen Lichter glitzerten wie Sterne. Dazwischen leuchteten die elektrischen Kerzen der Weihnachtsbäume, auch zahlreiche an den Hängen liegende Häuser waren angestrahlt.
Vom Grand Hotel Alpina konnten wir auf die anderen Hotels hinunterblicken.
Suko trug den Rucksack mit seiner brisanten Ladung. Er ging zwei Schritte vor und leuchtete mit seiner Lampe nach rechts, während ich mir die linke Seite vornahm. Der Strahl tanzte über den Schnee, der an der Oberfläche zu Millionen von Eiskristallen gefroren war. Schließlich wurde das Licht von der Dunkelheit absorbiert.
Unser Hotel lag bereits weit zurück. Die Einsamkeit der Bergwelt hatte uns aufgenommen. Auch die anfangs aufgekommene Hysterie hatte sich etwas gelegt. Der Marsch war kein Spaziergang.
Die Menschenschlange hatte sich auseinandergezogen. Das war immer so. Ob beim Wandertag der Schulen oder bei einem Spaziergang.
Ich dachte an die Camper. Sie waren von den Riesenameisen überfallen worden und hatten keine Chance gehabt.
Aber hatten wir eine Chance?
Ich hoffte es stark.
Immer wieder ließen Suko und ich die Lichtlanzen kreisen. Sie rissen breite, helle Schneisen in das Dunkel der Nacht, geisterte über

Felsbuckel und schroffes Gestein. Aber die verdammten Viecher entdeckten wir nicht.

Ich leuchtete nach links hoch, duckte mich dabei ein wenig – und zuckte plötzlich zusammen.

Neben einem Felsen sah ich die Bewegung!

»Suko!« zischte ich. »Leuchte!«

Die konzentrierte Blendkraft der beiden Lampen kreiste den Felsen und dessen nähere Umgebung ein.

Da sahen wir die Ameise!

Sie hatten uns die Vorderfront zugewandt. Deutlich konnten wir die beiden roten Punkte erkennen, die direkt auf uns gerichtet zu sein schienen.

»Halt die Molotowcocktails bereit!« rief ich Suko zu.

Mein chinesischer Partner schwang seinen Rucksack vom Rücken, während ich den Weg verließ, und mich daranmachte, den Hang zu erklettern, um direkt auf das Rieseninsekt zuzulaufen.

Sofort sank ich fast bis zu den Knien im Schnee ein. Suko stand noch auf dem Weg. Seine Lampe blitzte dreimal kurz hintereinander auf. Dann schwenkte er sie im Kreis.

Es war das verabredete Zeichen für Herrn Krämer. Er sollte mit den Gästen auf keinen Fall weitergehen, sondern darauf warten, bis wir uns wieder meldeten.

Es war verdammt mühsam, sich durch den Schnee zu wühlen. Doch ich biß die Zähne zusammen, ging manchmal auf Händen und Füßen und ließ dabei nie das Monster aus den Augen.

Noch hatte es sich nicht von der Stelle gerührt.

Die Entscheidung stand dicht bevor. Der ewige Kampf zwischen Mensch und Monster. Schon in der Antike beschrieben und oft als Grundlage für Sagen und Legenden genommen.

Hier erlebte ich es am eigenen Leib.

Ich warf einen Blick über meine Schulter zurück und sah Suko, der in meinen Trittspuren folgte. Der Strahl seiner Lampe leuchtete an mir vorbei auf den Felsen.

Die Ameise mußte uns längst bemerkt haben, sie verhielt sich jedoch bisher passiv.

Ein schneller Blick nach links. Die Hotelgäste hatten angehalten. Ich wußte nicht, was ihnen Herr Krämer erzählte, war aber froh, daß sie sich nicht in den unmittelbaren Gefahrenbereich begaben.

Jetzt erst setzte sich die Riesenameise in Bewegung. Sie löste sich aus der Deckung des Felsens, schlug einen kleinen Bogen und nahm direkten Kurs auf uns.

»Aufgepaßt, Suko!« rief ich.

»Willst du einen Cocktail?«

»Gib her.«

Ich blieb stehen und drehte mich halb. Suko reichte mir eine Flasche. Die Lampe hängte ich in den Gürtel, so daß ich beide Hände frei hatte, denn das war verdammt nötig. Mein Feuerzeug steckte in der rechten Tasche. Der Wind blies mir pulvrigen Schnee ins Gesicht. Hoffentlich ging mein Feuerzeug nicht aus. Und hoffentlich versank die Flasche nicht im Schnee.

Aber dann hatte ich noch die Waffe.

Es war gar nicht leicht, eine gewisse Standfestigkeit zu bekommen, da der Hang steil abfiel. Ich verlagerte mein rechtes Bein etwas nach hinten, damit ich mehr Halt bekam und knickte leicht in den Knien ein. Suko trennte sich von mir und ging zur Seite. Ich durchschaute seinen Plan sofort. Er wollte, daß wir das Monster in die Zange nahmen.

Die Riesenameise merkte es ebenfalls. Sie stockte, wußte nicht, wem sie sich zuwenden sollte.

Dann ging sie aber weiter und behielt ihren Kurs bei.

Ich schaute ihr entgegen. Dieses verdammte Biest konnte einem schon Angst einflößen. Groß wie ein ausgewachsener Mensch war die Ameise. Mit sechs langen Beinen, die wie Stangen durch den tiefen Schnee stakten, und auf denen sie sich erstaunlich gut fortbewegte.

Noch zögerte ich, die Lunte anzuzünden. Ich wollte das Rieseninsekt erst näher herankommen lassen.

Der erste Wurf mußte ein Volltreffer sein!

Auch Suko hielt einen »Cocktail« bereit.

Ich kniete mich hin. Auf Suko konnte ich nicht mehr achten, sondern mußte mich jetzt voll auf die Horrorameise konzentrieren.

Die Flasche steckte ich zwischen meine Beine, knipste das Feuerzeug an und schützte die Flamme mit der hohlen Hand.

Trotzdem blies der Wind sie aus.

Das Biest kam näher.

Wieder ein Versuch.

Sukos Stimme: »John, zum Teufel! Beeil dich!«

Ich gab keine Antwort. Verbissen hatte ich die Lippen zusammengepreßt. Die Flamme flackerte. Sekunden verrannen. Ich hielt den Docht an die Flamme. Er fing Feuer, das sich sofort weiterfraß. Ich riß die Flasche zwischen meinen Knien hervor, faßte sie an der unteren Hälfte, bog meinen Oberkörper zurück, sah auf das verdammte Biest und warf.

Im gleichen Augenblick schleuderte auch Suko seinen brisanten »Cocktail«. Beide Flaschen trudelten auf das Monster zu. Zum Glück verlöschte die Flamme nicht. Suko hatte die Lunten vorher präpariert.

Dann war es soweit.

Die Flaschen krachten gegen den Panzer des Monsters. Der Docht war weit genug heruntergebrannt, die Flamme erreichte das

hochexplosive Gemisch, und die Flasche platzte auseinander.

Ich hechtete in den Schnee.

Zwei Stichflammen, die sich zu einer einzigen vereinigten. Die Flaschen zerplatzten in tausend Splitter. Der Krach der Explosion dröhnte in unseren Ohren. Schneewolken wurden haushoch gewirbelt, hüllten die Ameise in einen dicken Nebel.

Sekundenlang blieb ich liegen, hoffte, daß die beiden Cocktails etwas erreicht hatten.

Dann hob ich den Kopf.

Ich sah die Flammen, die über den dicken Panzer züngelten und ihn regelrecht einhüllten.

Ich mußte sehen, daß ich wegkam.

Suko winkte mir. »Zurück auf den Weg!« schrie er.

Auf dem Absatz machte ihr kehrt, während die Flammen hinter mir den Panzer der Ameise zum Zerplatzen brachten.

Ich rannte auf den Weg zu, rutschte aus, fiel hin und raffte mich wieder hoch.

Suko stand schon unten. Er schaute an mir vorbei, sah zu, wie die Ameise verendete.

Schließlich hatte auch ich es geschafft. Weiter entfernt hörte ich die aufgeregten Rufe der Hotelgäste. Sie hatten bestimmt nicht mitbekommen, was genau geschehen war, sondern sahen nur die lodernde Fackel.

Gebannt sahen wir dem Schauspiel zu. Das Rieseninsekt brach zusammen. Der Schnee deckte die Überreste zu wie ein großes weißes Leichentuch.

»Geschafft!« keuchte ich.

»Ja, eine«, meinte Suko. »Aber wo sind die anderen? Es war doch nicht die, die du verletzt hast.«

»Nein.«

Die Suche nach einem weiteren Artgenossen konnten wir uns ersparen. Plötzlich gellten Angstschreie durch die Nacht, und wir wußten sofort, was geschehen war.

Die andere Ameise hatte die Hotelgäste überfallen…

***

Der Schock hatte Sheila Conolly gelähmt. Sie starrte in die tellergroßen Augen und war zu keiner Bewegung fähig.

Im Zimmer fiel ein Sessel um, als Colette sprungartig aufstand. Sie schaute an Sheila vorbei, stand starr vor Entsetzen und preßte die Hand auf den Mund.

Und die Bestie kam.

Wie Speere durchbrachen die beiden Vorderbeine die Glastür des Balkons. Die Scheibe zersplitterte. Scherben fielen in den Raum, und

dann kam das Biest herein.
»Sheila!« Colettes gellender Schrei riß Bills Frau aus der Erstarrung. Sie sprang zurück.
Das war ihr Glück. Die Vorderbeine, die sich schon um ihre Hüften legen wollten, verfehlten sie und schnappten ins Leere.
Colette warf sich nach vorn, umklammerte Sheilas Schultern und riß sie zurück.
Die Riesenameise drang weiter vor. Mit den beiden Scheren wirbelte sie die letzten Splitter aus dem Rahmen und stieg in das Zimmer.
Sheila und Colette kannten nur eins.
Flucht!
Weg aus dieser Rattenfalle und in Richtung Tür rennen. Doch das Rieseninsekt war schlau. Es durchschaute ihren Plan. Die Ameise packte mit den beiden vorderen Beinen den Tisch und hob ihn hoch.
Dann schleuderte sie das Möbel auf die Tür zu.
Sheila und Colette bemerkten die Gefahr zu spät. Sie ahnten zwar, was auf sie zukam, doch sie konnten nicht mehr rechtzeitig ausweichen. Das schwere Möbelstück traf sie an den Schultern und riß sie durch die Wucht zu Boden.
Colette wurde gegen die Tür geschleudert, Sheila fiel zu Boden.
Bills Frau warf sich auf den Rücken.
Das Rieseninsekt hatte bereits die Hälfte des Zimmers durchquert. Was ihm im Weg stand, schleuderte er zur Seite. Einen Sessel, einen Stuhl, zwei Koffer, eine Tasche. Unaufhaltsam drang es weiter vor.
Der Weg zur Tür war Sheila durch die am Boden liegende Colette versperrt. Blieben noch zwei Fluchtchancen.
Erstens das Schlafzimmer, zweitens das Bad. Das Bad war näher. Zum Schlafzimmer hätte Sheila noch zwei Schritte laufen müssen.
Und die waren zuviel.
Sie warf sich gegen die Tür, drückte sie auf, warf sich in das Bad hinein und drosch die Tür hinter sich zu.
Es knallte wie ein Pistolenschuß.
Irgendwie mußte dieser Knall die Funktion eines Startsignals gehabt haben, denn Colette erwachte aus ihrer Erstarrung, rappelte sich auf, und ehe die Ameise sie noch erreichen konnte, riß sie die Tür und hetzte in den Gang.
Die Ameise schenkte sich die Verfolgung. Sie hatte noch ein zweites Opfer.
Sheila Conolly!
Bills Frau war bis zum Fenster zurückgewichen. Es lag ziemlich hoch. Sie mußte sich recken, um den Riegel zu erreichen. Dann zog sie das Fenster auf.
Kalte Luft fuhr in den Raum und fächerte über die erhitzte Stirn der Frau.

Wenn nichts mehr half, wollte Sheila aus dem Fenster springen. Egal, wie alles endete, dachte sie im Moment.

Da krachten die Schläge gegen die Tür.

Es waren wuchtige Hiebe, als würden sie mit einem Vorschlaghammer geführt. Das Holz bebte, die Tür zitterte, sie knirschte nach dem dritten Schlag bereits in den Angeln.

Sheila wurde von Panik geschüttelt. Ihr Blick irrte zwischen Tür und Fenster hin und her. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Springen oder sich zum Kampf stellen.

Da zersplitterte das Holz.

Ein Bein erschien.

Der nächste Schlag. Wieder knirschte das Holz, und ein zweites Bein kam zum Vorschein.

Sheila bebte vor Angst.

Und dann flog die Tür aus den Angeln. Einen Herzschlag später drängte sich die Ameise in das kleine Badezimmer…

***

Bill Conolly rannte los. Auch Roger Calf beeilte sich. Er konnte neben dem Reporter kaum Schritt halten.

Um durch den Vordereingang das Hotel zu betreten, hätte es zuviel Zeit gekostet.

»Der Hintereingang.« schrie Bill. »Wo?«

»Komm mit!«

Bill ließ Roger Calf vorlaufen. Beide Männer hatten Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Sie sprinteten um eine Hausecke, erreichten eine schmale Tür, und im Laufen stieß Roger Calf die Tür auf.

Sie standen in einem Treppenhaus. Schmal war die Treppe, hoch die Stufen. Roger Calf nahm drei davon auf einmal. Mit der linken Hand hielt er sich dabei an dem schmalen Eisengeländer fest.

Bill folgte ihm auf dem Fuß. Selten in seinem Leben war er so rasch eine Treppe hochgerannt. Und dabei war es fraglich, ob sie es noch schafften.

Wieder eine Tür.

Roger riß sie auf. Schon hörten die beiden Männer die gellenden Hilfeschreie.

»Das ist Colette!« brüllte Roger und stürmte in den Gang.

Das Mädchen kam ihm schon entgegen. Sie stolperte mehr als daß sie lief.

»Roger!« schrie sie und warf sich in die Arme des jungen Mannes.

Hart riß Bill die beiden auseinander. »Wo ist Sheila?« rief er.

Colette starrte ihn aus geweiteten Augen an.

»Wo ist sie?«

»Im Zimmer. Die Ameise…« Plötzlich verdrehte Colette die Augen

und wurde ohnmächtig.
Bill Conolly aber hatte genug gehört. Mit Riesenschritten jagte er auf seine Zimmertür zu und riß während des Laufens die von Suko erhaltene Beretta hervor…

***

Mit seinem Panzer schabte das Rieseninsekt die letzten Splitter hinweg. Bei einem quer stehenden Holzstück nahm es die Schere zu Hilfe. Sie schnitt es einfach durch. Das Holzstück zersprang in zwei Teile.
Sheila war bis gegen die Wand zurückgewichen. Links neben ihr befand sich das Fenster, rechts die beiden Waschbecken. Sie hatte schon ausgeräumt und ihre Kosmetika sowie die zahlreichen Spraydosen auf die kleine Ablage gestellt.
Sheila wußte nicht mehr, was sie machen sollte. Allein konnte sie sich nicht befreien. Das Monster war zu stark. Es würde sie ohne Erbarmen töten.
Sheilas Herz hämmerte.
Sie weinte und betete in einem. Klare Gedanken waren ausgelöscht. Langsam verließ sie die Kraft. Sie rutschte an der Wand entlang zu Boden. Dabei streckte sie den rechten Arm aus. Er war mehr eine unbewußte, haltsuchende Geste. Zwei Spraydosen wurden von ihren Fingern berührt und fielen um. Neben ihr schepperten sie auf den Terrazzofußboden. Sie rollten noch hin und her, bevor sie vor ihren Füßen liegenblieben.
Sheila sank in die Knie. Sie stützte die Hände vor und nahm eine Spraydose auf. Wenn sie den Kopf etwas anhob, sah sie das Monster. Es kam ihr noch größer vor. Sehr genau konnte sie alles erkennen. Sie sah sogar die feinen Härchen auf den Beinen des Tieres zittern.
Und die Augen!
Vor allen Dingen diese glühenden Teller waren es, die ihr solch einen Schock einjagten. Sie leuchteten gefährlich und schienen in Blut getaucht zu sein.
Diese Augen bannten. Sie waren die Seele des Monsters. Nur wenn man sie vernichtete, war auch das Monster ungefährlich.
Sheila wunderte sich, über was sie alles in diesen schrecklichen Sekunden nachdachte. Aber gleichzeitig kam ihr eine Idee. Auf so etwas kommt wohl ein Mensch nur, wenn er in der allerhöchsten Gefahr schwebt und sich nicht mehr zu helfen weiß.
Bills Frau riß die Spraydose hoch, streckte den Arm vor, zielte und drückte auf den Knopf.
Ein feiner Haarspraystrahl zischte aus der Düse und dampfte direkt auf das linke Auge der Riesenameise zu. Plötzlich legte sich ein matter Film über die Pupille.

Ein kleiner Schwenk nach rechts.
Wieder ein Druck.
Das zischende Geräusch war für Sheila Conolly in diesen Augenblicken die reinste Engelsmusik. Immer wieder schwenkte sie die Dose und besprühte beide Augen der Ameise.
Erst nach einigen Herzschlägen reagierte die Ameise. Aber dafür mit doppelter Gewalt. Wild schlug sie um sich. Plötzlich bäumte sie sich auf den beiden hinteren Beinen hoch.
Hastig warf sich Sheila zu Boden.
Die Ameise drehte durch. In einer sinnlosen Vernichtungswut zerstörte sie alles, was ihr in die Quere kam. Ihre Beine zertrümmerten die Deckenlampe, ein wuchtiger Hieb verbog die Metallhalterung an der Dusche, der Spiegel zersprang. Auch die übrigen Spraydosen und Parfümfläschchen wurden von der Ablage gewischt, und Sheila bekam plötzlich einen harten Schlag gegen die Hüfte, so daß sie das Gefühl hatte, gelähmt zu sein.
Sie hatte sich eng auf den Boden gepreßt, den Kopf in den angewinkelten Armen vergraben und hoffte, daß sie nicht mehr getroffen wurde.
Sie selbst konnte nichts mehr tun.
Dafür aber ein anderer.
Bill Conolly!
Sein Schrei gellte plötzlich auf. »Sheila!«
Im nächsten Augenblick hechtete eine Gestalt durch die offene Tür. Bill flog genau gegen den Rücken der Riesenameise, drückte sie durch den Aufprall nach vorn und rutschte aber an dem glatten Panzer ab, so daß er dicht neben seiner Frau zu Boden fiel.
Aber er hatte die Beretta.
Sechs geweihte Silberkugeln steckten in dem Magazin.
Die Bestie konnte zwar nichts mehr erkennen, sie merkte jedoch, daß sich eine zweite Person in der Nähe befand. Sie hielt ein mit der Zerstörungswut und konzentrierte sich.
Das war ihr Fehler.
Bill richtete sich halb auf. Er konnte genau zielen. Die Ameise machte es ihm durch ihre Unbeweglichkeit möglich.
Und Bill schoß.
Er jagte die Kugeln aus dem Lauf.
Das Monster starb.
Die Ameise gehörte zur niederen Stufe der Wesen aus dem Schreckensreich. Man konnte sie noch mit Silberkugeln töten, was bei den höheren Dämonen nicht der Fall war.
Der Panzer wurde rissig. Er wies plötzlich regelrechte Spalten und Krater auf und platzte auseinander wie eine Nußschale, wenn sie geknackt wird.

Die Beine fielen ab und wurden zu Staub oder blieben als körnchengroße Reste zurück.

Bill Conolly schüttelte den Kopf. Er konnte es kaum begreifen, daß er es wirklich geschafft hatte.

Die Riesenameise existierte nicht mehr.

Jetzt mußte er sich um seine Frau kümmern.

Sheila hatte das Gesicht zur Wand gedreht. Sie wollte von den Schrecken nichts mehr mitbekommen. Ihr reichte es. Als sie Bills Hand auf ihrer Schulter spürte, zuckte sie wie bei einem Stromstoß zusammen und schrie auf.

»Ruhig, Sheila, bitte, sei ruhig. Es ist alles vorbei. Die Ameise ist tot. Ich habe sie erledigt.«

»Bill?« Langsam wandte Sheila Conolly den Kopf. Sie schaute ihren Mann so ungläubig an, als könnte sie es nicht glauben, daß er es war, der neben ihr saß.

Bill lächelte. »Ich bin es wirklich. Wir sind gerettet!« Er zog seine Frau hoch, und als Sheila stand, sich umschaute und die Ameise nicht mehr sah, sondern nur noch das Chaos, das sie hinterlassen hatte, da wußte sie, daß sie nicht träumte.

»Bill!« rief sie und warf sich in die Arme ihres Mannes.

Der Reporter hielt seine Frau fest an sich gepreßt. Er streichelte ihren Rücken und flüsterte ihr Koseworte ins Ohr. Er konnte verstehen, wie es in ihr aussah. Schließlich hatte sie Schreckliches durchmachen müssen.

Natürlich war der Lärm nicht ungehört geblieben. Auch die Hilfeschreie hatte man vernommen.

Bill hörte erregte Stimmen auf dem Gang, Fragen – und dann tauchten die ersten Gesichter in der offenen Badezimmertür auf.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte Bill. »Sie können wieder gehen.«

Ein Mann im roten Frack nickte. Er war wohl für die Etage verantwortlich und sagte, nachdem er sich gebührend geräuspert hatte: »Wir werden selbstverständlich dafür Sorge tragen, daß hier aufgeräumt wird, mein Herr. Leider können wir Ihnen und Ihrer Gattin kein anderes Zimmer geben, da unser Hotel voll belegt ist.«

Bill winkte ab. »Machen Sie sich keine Umstände. Wir kommen schon so zurecht. Und auch das Aufräumen übernehmen wir.«

Die Miene des Mannes zeigte Verständnislosigkeit. So etwas hatte er bei einem Gast wohl noch nie erlebt. Aber Bills Wunsch war ihm Befehl. Er zog sich diskret zurück. Die anderen gingen mit ihm.

Sheila atmete tief ein. »Da habe ich mich wohl unmöglich benommen«, meinte sie mit einem gequälten Lächeln.

Bill küßte sie auf die vollen Lippen. »Nein, Sheila, ich hätte auch nicht anders gehandelt.«

Sie verließen das Badezimmer. Der Wohnraum erinnerte an ein

Schlachtfeld. Durch das zerstörte Fenster pfiff der Wind.

»Mein Gott«, stöhnte Sheila, »wie sieht es denn hier aus.«

»Das kommt schon in Ordnung.« Bill deutete auf die Tür zum Schlafraum. »Zum Glück ist dort noch alles klar.«

Sheila zog fröstelnd die Schultern hoch. Bill hängte ihr eine Jacke um. Da tauchten Roger Calf und seine Freundin im offenen Türrechteck auf. Colette war sehr blaß. Man merkte ihr die Ohnmacht noch an. Roger wußte nicht so recht, was er sagen sollte. Ein peinliches Schweigen entstand. Bill überbrückte es, in dem er dem jungen Mann die Hand reichte. »Ich danke Ihnen, Roger.«

»Wofür?«

»Für alles.«

»Ich habe kaum etwas getan. Sie waren es doch, der die Ameise getötet hat.« Sein Blick wurde fragend. »Sie ist doch tot – oder?«

»Ja.«

»Haben die Silberkugeln es geschafft?«

Bill berichtete genau, wie das Rieseninsekt ums Leben gekommen war. Er ließ auch Sheilas Tat nicht aus.

Roger Calf wandte sich an die blondhaarige Frau. »Ich bewundere Ihren Mut.« Wie er das sagte, klang es ehrlich.

Sheila lächelte spärlich. »Ich hatte mehr Angst als Vaterlandsliebe. Glauben Sie mir.«

Roger nickte. »Dann haben wir eine Ameise erledigt. Bleiben noch die anderen.«

Bill wußte, worauf der junge Mann hinauswollte. »Ja«, sagte er, und sein Gesicht war ernst dabei. »Ich hoffe, daß meine Freunde John und Suko ebenso erfolgreich sind wie wir…«

***

Suko und ich rannten zurück. Jetzt kam es wirklich auf jede Sekunde an. Die verdammten Ameisen waren doch schlauer als wir angenommen hatten. Sie hatten sich formiert uns abgelenkt, um dann überraschender und härter zuschlagen zu können.

Panik hatte die Hotelgäste erfaßt. Schreie gellten durch die Nacht, und die Menschen liefen einfach weg. Sie warfen ihren Fackeln in den Schnee und rannten zu beiden Seiten des Weges die Hänge rauf oder runter.

Die Ameise stand mitten auf dem Weg!

Sie sah schrecklich aus, nahm fast die gesamte Breite ein und war auch schnell. Sie bewegte sich längst nicht so plump wie das Tier vorhin, das durch den hohen Schnee staken mußte. Einmal lief sie vor, dann wieder zur Seite. Sie schwenkte ihre Vorderbeine aus, um die Menschen zu packen. Und sie schaffte es.

Ich hatte eingehalten und mich hingekniet. Zielte auf die

rotglühenden Augen der Bestie, als sie mir einen Strich durch die Rechnung machte. Plötzlich hielt sie eine Frau zwischen den hochgestellten Vorderbeinen. Ich erkannte, daß es die Brünette war, die mich angesprochen hatte. An ihrer leblosen Körperhaltung sah ich, daß sie ohnmächtig sein mußte.

Ich ließ die Waffe sinken, konnte nicht schießen, ohne daß ich in Gefahr lief, die Frau zu treffen.

»Laß die Cocktails weg!« schrie ich Suko zu, der schon nach den Flaschen griff.

»Was willst du denn machen?«

»Ich greife sie so an!«

»Bist du lebensmüde, John?«

Ich startete bereits. »Nein«, rief ich über die Schulter zurück. »Aber es ist die einzige Möglichkeit, die Frau zu retten.«

Die anderen Gäste hatten inzwischen den unmittelbaren Gefahrenbereich verlassen. Kopflos rannten sie umher. Sie wußten nicht wohin, liefen in den Tiefschnee und sackten oft bis zu den Hüften ein, wo sie sich mit wilden Bewegungen zu befreien versuchten.

Jetzt war ich froh, daß sie so reagiert hatten. Die Riesenameise konnte nicht an sie heran.

Noch immer hielt das Killerinsekt die Frau umklammert. Sie schwebte etwa zwei Meter über dem Boden, und zu ihrem Glück traten die mörderischen Scheren der Bestie nicht in Aktion.

Ich wollte es auch gar nicht soweit kommen lassen.

Suko blieb hinter mir und gab Rückendeckung, während ich auf das Insekt zusprintete.

Nach wie vor hielt ich die Beretta schußbereit, aber die Waffe nutzte mir im Augenblick verdammt wenig, denn die Ameise hielt die Frau so, daß sie mit ihrem Körper auch die beiden großen, roten Augen verdeckte.

Und gerade die waren so wichtig.

Je näher ich der Ameise kam, desto größer erschien sie mir. Ein grauenerregendes Ungeheuer. Schlaff wie eine Gliederpuppe hing die Frau zwischen den beiden Vorderbeinen der Bestie.

Und jetzt öffnete sie auch die Schere.

Mir blieb fast das Herz stehen.

Aber ich setzte, verdammt noch mal, alles auf eine Karte. Nahe genug war ich heran. Unter den erhobenen Vorderbeinen tauchte ich weg, sah den Körper der Ameise jetzt über mir, und im gleichen Moment bemerkte sie ihren neuen Gegner.

Sie ließ die Frau einfach fallen.

Plötzlich wurde ich angehoben, schwebte in Sekundenschnelle über dem Boden und sah die beiden auseinandergeklappten großen

Scherenhälften.
Angst stieg in mir hoch.
Unglücklich hing ich in dem eisenharten Griff. Ich konnte den Arm mit meiner Waffe nicht drehen, um auf die Augen zu zielen. Ich war wehrlos!
Da griff Suko ein.
Er tat dies wirklich im letzten Augenblick und setzte alles auf eine Karte, um mich zu retten.
Suko schleuderte den brennenden Molotowcocktail.
Aber nicht direkt auf die Ameise zu, sondern er warf die Flasche rechts daneben.
Sie explodierte.
Genau in dem Augenblick, als die beiden Scherenbacken zupacken wollten.
Es war die Hölle.
Ein mörderischer Krach, eine Stichflamme, deren Glut ich zu spüren bekam. Auf einmal wurde eine Schneewolke hochgewirbelt, vernebelte die Sicht. Der Druck erfaßte die riesige Ameise und schleuderte sie zur Seite.
Und mich mit.
Das Insekt kippte in den Schnee. Es fiel auf den Rücken, hatte nun genug damit zu tun, um sich wieder aufzuraffen, benötigte dazu die sechs Beine und ließ mich los.
Ich verschwand in der weißen Masse, gönnte mir nicht eine Sekunde Pause, sondern rappelte mich wieder hoch.
Bis zu den Knien stand ich im Schnee, überall mit einer weißen, haftenden Schicht bedeckt – aber die Beretta hatte ich nicht verloren. Wie festgeschmiedet lag sie in meiner Rechten.
Tief und ruhig atmete ich durch.
»Geh weg!« schrie Suko, »ich werfe noch einmal!«
»Nein, ich versuche es anders!«
Ich ließ das Höllenbiest kommen.
Ich mußte es töten!
Die Ameise tat sich schwer, durch den Tiefschnee zu laufen. Sie war erschöpft, am Ende ihrer Kraft.
Langsam hob ich die Waffenhand.
Dann peitschten die Schüsse.
Hintereinander jagte ich die silbernen Kugeln aus dem Lauf, streute leicht und traf haargenau.
Silberkugeln töten Dämonen und Schattenwesen der niederen Stufe. Die Riesenameise gehörte dazu.
Sie fiel.
In ihren Augen brannte plötzlich ein strahlendes kaltes Licht, so daß ich unwillkürlich einen Schritt zurückging, als ich geblendet wurde.

Immer weiter breitete sich das Licht aus, erfaßte den gesamten Körper und zerstörte ihn von innen heraus.

Das letzte Rieseninsekt verging. Es starb in der Schneelandschaft einer grandiosen Bergwelt einen lautlosen Tod.

Automatisch steckte ich die Beretta weg, wischte mir den Schnee aus dem Gesicht und drehte mich um.

Suko hob die Hand.

Er und ich wußten, was dieses Zeichen zu bedeuten hatte.

Geschafft!

***

Zahlreiche Augenpaare hatten unseren Kampf beobachtet. Nur allmählich trauten sich die Menschen zurück auf den Weg. In ihren Blicken las ich Unglauben, Skepsis und Unverständnis.

Ich kümmerte mich um die bewußtlose Frau. Sie hatte ihre Pelzmütze verloren, und als ich mich über die Frau beugte, merkte ich, daß sie längst aus ihrer Ohnmacht erwacht war.

»Können Sie es nicht mit einer Mund-zu-Mund-Beatmung versuchen?« flüsterte sie.

»Später vielleicht«, erwiderte ich und half ihr hoch.

Ihr war noch schwindlig, so daß sie sich an mich lehnte, um nicht hinzufallen. »Ich komme darauf zurück«, raunte sie mir ins Ohr.

Mit ein paar höflichen Worten trennte ich mich von ihr und ging zu den anderen Hotelgästen.

Sie standen zusammen und warteten auf eine Erklärung. Ich gab sie ihnen. Ich sprach von etwas Unfaßbarem, was ich mir selbst nicht erklären konnte, von Mutationen und von den Tücken der Natur. Ob man mir die Worte abnahm, wußte ich nicht. Es war mir auch egal.

Jemand aus der Menge meinte dann, daß nur die Atombombenversuche daran schuld wären.

Ich widersprach ihm nicht. Wenn die anderen dies als Erklärung annahmen, um so besser.

Wir gingen zum Hotel zurück. Es hatte Tote gegeben, und die örtliche Polizei mußte informiert werden.

Über dieses Thema redete ich auch mit Herrn Krämer, während wir nebeneinander herschritten.

»Man wird sicherlich ein Motiv suchen«, meinte er. »Und was wollen Sie dann sagen, Herr Sinclair?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, ich lasse die Dinge am besten an mich herankommen.«

Im Hotel war der Teufel los. Als wir es betraten, kam uns der Oberkellner mit bleichem Gesicht entgegen.

Eine schlimme Ahnung stieg in mir hoch.

Doch dann sah ich Sheila, Bill, Colette und Roger in einer der

Nischen sitzen. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Ich hörte mir an, was der Oberkellner zu sagen hatte und enthielt mich eines Kommentars, um Herrn Krämer das Wort zu überlassen.

Er rief auch die Polizei an.

Natürlich hatten die Beamten Fragen. Ich präsentierte meinen Ausweis und mußte mit einem Menschen in Bern telefonieren. Er war der Leiter der Kantonspolizei. Ich gab einen knappen Bericht, und der Mann versprach, am nächsten Tag vorbeizuschauen.

Die Polizisten hatten alle Hände voll zu tun. Auch Roger Calf wurde verhört. Ein paarmal mußte er über seine Erlebnisse berichten.

Darüber verging die Zeit.

Plötzlich rief jemand: »Prost Neujahr!«

Trotz der schlechten Stimmung knallten die Champagnerkorken. Sheila, Bill, Suko und ich standen beisammen. Wir hielten jeder ein Glas in der Hand.

»Auf das neue Jahr«, sagte Bill mit belegter Stimme.

Ich lächelte, wollte etwas hinzufügen, aber ich wußte nicht, was. Sheilas Augen schwammen in Feuchtigkeit, als sie mit mir anstieß. Es wurden viele gute Wünsche ausgesprochen, aber nicht nur ich wußte, daß das neue Jahr wieder heiße und gefährliche Abenteuer bringen würde. Und ob ich den nächsten Jahreswechsel noch erlebte, war mehr als fraglich.

Ich sonderte mich von den anderen ein wenig ab, ließ Bill und Sheila allein und schaute durch die große Panoramascheibe der Rezeption hinunter nach Grindelwald.

Dort zischten farbige Leuchtraketen in den Nachthimmel und zerplatzten zu phantastischen Gebilden, die als riesige Fallschirme wieder dem Boden entgegentrudelten.

Gedankenverloren schaute ich in die Ferne und dachte an das vergangene Jahr. An all die gefährlichen Fälle, die ich oft nur mit viel Glück hatte lösen können.

Die großen Gegner jedoch hatte ich nicht besiegt.

Der Schwarze Tod, Myxin, der Magier, der Spuk – sie lebten noch immer und lauerten auf eine Chance, um mich zu vernichten.

Ich hoffte nur, daß dies nicht geschah…

ENDE